

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE - UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

5. Jahrgang — Heft 10 Preis 10 Pfg.

Dezember 1955

Verlagsort Frankfurt a. M.

Studenten unerwünscht?

In den Kreisen der Frankfurter Studentenvertreter herrscht Alarmbereitschaft. Gerüchte, nach denen das Studentenhaus E. V. in eine GmbH. umgewandelt werden soll, haben durch die Entwicklung in den letzten Wochen einen realen Boden gewonnen. Die Studentenschaft ist darüber bestürzt. Die Tatsache selbst und auch die Methode, mit der diese Dinge in Angriff genommen wurden, rechtfertigen diese Bestürzung vollauf.

Wir vermuten hinter jenem Faktum ein Symptom. Es geht um die Verwirklichung des Mitspracherechts von AStA und Parlament zu Problemen, die — nach unserer Auffassung — unsere ureigensten sind. Niemand kann daran zweifeln, daß sich die Studentenvertreter gegen die Form der GmbH. aussprechen werden, würden sie sich doch im anderen Falle der Möglichkeit jeder direkten Einflußnahme begeben. Sie befinden sich im erweiterten Vorstand des Vereins „Studentenhaus E. V.“ (dem letztlich beschließenden Gremium) im paritätischen Verhältnis zu der Zahl der Vertreter der Universität. Man hätte also hier zunächst die Studenten von der Notwendigkeit der Umwandlung überzeugen sollen. Das ist nicht geschehen, denn eine Sitzung dieses Gremiums hat bisher nicht stattgefunden. Statt dessen mußten wir erfahren, daß die Umwandlung in eine GmbH. auf die Tagesordnung einer Sitzung des Großen Rates der Universität, dem kein studentischer Vertreter angehört, gesetzt wurde. Das bedeutet, daß auf die Meinung der Studentenvertreter zu dieser zu einem gewissen Teil doch auch studentischen Angelegenheit entweder keinen Wert gelegt wird oder daß man sie nicht hören mag. Wozu aber der Schein einer Selbst- oder Mitverwaltung, wenn diese seitens der Universität nicht mehr ernst genommen wird?

Schon auf der Gründungsversammlung des Vereins „Studentenhaus E. V.“ am 9. 12. 1953 haben die damaligen Studentenvertreter ihre ernsthaften Bedenken gegen diese Gründung mit allem Nachdruck vorgetragen. Es wurde darauf hingewiesen, daß bei der Zusammensetzung des Geschäftsführenden Vorstandes, in dem nur ein studentischer Vertreter stimmberechtigt ist, keine Gewähr für die Wahrnehmung studentischer Interessen gegeben ist. Nur unter der Drohung, den Verein auch ohne Studentenschaft ins Leben zu rufen, falls keine Einigung erzielt werden könne, erklärte man sich schließlich unter großen Bedenken einverstanden; zumal ein Antrag des damaligen Vertrauensdozenten, den Verein unter dem Vorbehalt zu gründen, daß nach einem Jahr geprüft werden solle, ob sich diese Regelung bewährt habe, allgemeine Zustimmung fand. Nach nunmehr zwei Jahren ist festzustellen, daß weder die Universität noch die Studentenschaft an dem weiteren Bestehen des „E. V.“ interessiert sind: Der Universität erscheint möglicherweise aus wirtschaftlichen Gründen der Rechtszustand einer GmbH. geeigneter, die Studentenschaft sieht in der gegenwärtigen Regelung ihre Interessen nicht genügend gewahrt.

Ähnlich ist die Situation im „Studentenwerk E. V.“. Hier besteht der Vorstand aus 2 Professoren und 1 Studenten. Die studentischen Belange sind also auch hier nur mangelhaft (33 1/3% wie auch im Vorstand des Studentenhauses) vertreten. Daraus folgt, daß es allein auf den guten Willen der übrigen Vorstandsmitglieder ankommt, ob man den Studenten mehr oder weniger Einfluß zubilligen möchte oder nicht. Es kann den Studenten aber nicht zugemutet werden, die wirksamen Vertretungen ihrer berechtigten Interessen von dem Wohlwollen der Universität abhängig zu machen. Eine solche Haltung wäre zutiefst undemokratisch und stünde im Widerspruch zu der akademischen Würde, die jeder Student mit seiner Immatrikulation als Auszeichnung, aber auch als Verpflichtung auf sich genommen hat. Immer und immer wieder wird auf die zunehmende Lethargie der Studenten in gesellschaftlichen Fragen hingewiesen. Wir haben im DISKUS oft versucht, den Gründen nachzugehen. Zu einem großen Teil liegen sie bei uns selbst. Auch das haben wir in aller Deutlichkeit gesagt. Dazu kommt noch, daß die Anforderungen, die das Studium an einer Hochschule heute stellen, gestiegen sind. Manche unserer Pro-

fessoren sehen in dem Studenten lediglich den Schüler. Die spezifisch studentischen Aufgaben im politischen und gesellschaftlichen Bereich rücken mehr und mehr aus dem Blickfeld. Sie werden zu einer Sache weniger „Funktionäre“. Nimmt man den Studenten als Ganzheit nun auch noch den Rest hochschulpolitischer Bedeutung, indem man ihnen das Recht auf Mitsprache und Mitbestimmung entzieht, so ist das der günstigste Nährboden für das bemängelte Desinteresse und der Allgemeine Studentenausschuß kann getrost seine Pforten schließen. Denn die verbliebenen Verwaltungsaufgaben würden wesensgemäß besser von einem Amtmann wahrgenommen. In dieser Sicht gewinnen die Dinge um die Umwandlung tiefere Bedeutung, als man zunächst annehmen möchte.

Die starken Bedenken des damaligen AStA-Vorsitzenden Reininger auf der Gründungsversammlung des Studentenhauses im Jahre 1953 haben durch die für uns nicht ganz klar erkennbaren Vorgänge um die Umwandlung in eine GmbH. eine traurige Berechtigung erfahren. In einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung bestimmen naturnotwendig allein die Geldgeber. Das wären in diesem Falle Stadt, Land und Universität. Das bedeutet, daß bei einer Gesellschafterversammlung die studentischen Belange überhaupt nicht vertreten werden können, zumindest dann nicht, wenn sie sich in einem möglichen Gegensatz zu jenen Gesellschaftern befinden. Vielleicht würde man sich dazu bereiterklären, eine Art Aufsichtsrat zu bilden, in dem auch Studenten einen Sitz bekommen. Man darf uns aber ein gesundes Mißtrauen gegen eine solche „Vertretung“ nicht verüben. Es wird nun Sache des Parlaments und des Allgemeinen Studentenausschusses sein, mit Leidenschaft und Nachdruck die

(Fortsetzung Seite 2)

Rektoratsübergabe



Der DISKUS muß von seiner Tradition, die bei Rektoratsübergabe und Immatrikulation gehaltenen Reden wenigstens teilweise zu veröffentlichen, diesmal abweichen, da nach einer Auskunft des Rektorats nicht damit zu rechnen ist, daß die betreffenden Reden in absehbarer Zeit druckreif überarbeitet werden können.

Zwischenbericht in Sachen »Forum«

In der Oktobernummer unserer Zeitung veröffentlichten wir einen offenen Brief an die Studentenzeitung der DDR, das FORUM, in dem wir vorschlugen, durch einen gegenseitigen Artikelaustausch in beiden Studentenzeitungen zur objektiven Meinungsbildung in beiden Teilen Deutschlands vor allem in der Studentenschaft beizutragen. Da unser Unternehmen eine lebhaft diskussion innerhalb unserer Leserschaft hervorgerufen hat, möchten wir nicht versäumen, über den gegenwärtigen Stand der Dinge zu berichten.

Wir hatten die Redaktion des FORUM gebeten, unseren Brief auch den Lesern ihrer Zeitung durch Veröffentlichung bekannt zu machen, um die von uns vorgeschlagene Diskussion gleich von vorn herein auf breiteste Basis zu stellen. Das FORUM hat diesem Wunsch aus uns unbekanntem Gründen nicht entsprochen. Das zu kritisieren ist nicht unsere Sache, aber wir bedauern es.

Weit wichtiger und erfreulicher für unser Bemühen, einen Artikelaustausch zustande zu bringen, ist es jedoch, daß die Redaktion des FORUM uns mit Datum vom 24. November in einem sechsseitigen Brief geantwortet hat, der zugleich als Spitzenartikel in der zweiten Novemberausgabe des FORUM abgedruckt worden ist.

Wir sehen zunächst keine Veranlassung, den Brief in seinem vollen Wortlaut abzudrucken, zumal die Redaktion des FORUM nicht darum gebeten hat und diese Zeitung und der Originalbrief in unserer Redaktion einzusehen sind. Er befaßt sich einmal mit Passagen aus unserem Brief, die nach Meinung des FORUM nicht einem offenen Gespräch oder nicht der Wahrheit entsprechen.

So wird zum Beispiel bemängelt, daß wir unseren Lesern verschwiegen haben, daß zwei oder drei Redakteure des DISKUS im April dieses Jahres von der Redaktion des FORUM zu einer Rundreise zu den Hochschulen der DDR eingeladen worden sind. Wir waren uns bisher dieser Sünde im Sinne einer Unterlassung nicht bewußt und holen hiermit schleunigst nach. Wir können uns jedoch den Nachsatz nicht verkneifen, daß unserem Chefredakteur, Werner Schaffernicht, vor etwa sechs Wochen aus bisher nicht ergründbaren Ursachen die Einreise in die DDR verweigert wurde, obwohl laut Auskunft der Staatsanwaltschaft Halle nichts gegen ihn vorliegt.

Weiter wird in dem Brief behauptet, von seiten der westdeutschen Studentenpresse sei noch nie die Aufforderung zu einem Artikelaustausch ergangen. Wir verweisen dabei nur auf den Artikel in der „Deutschen Studentenzeitung“ vom November: „Kalenderblätter, dem FORUM gewidmet“.

Dort liegt der Gegenbeweis in 42 000 gedruckten Exemplaren vor. Selbst wenn das noch nicht genügen sollte, liegt aber nun unser Angebot vor und die Redaktion des FORUM hat es nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern sogar — wenn auch in etwas unklarer Formulierung — angenommen. Wir zitieren wörtlich:

„Sie finden uns bereit in dem Bestreben, eine offene Aussprache, einen sachlichen Gedankenaustausch auch weiterhin fortzusetzen.“

Es liegt nunmehr an Ihnen, ebenso zu handeln. Sie erklären Ihre Bereitschaft, zu einem Gedankenaustausch beizutragen. Was also sollte noch im Wege stehen?

Das Thema eines solchen Gedankenaustausches braucht wahrlich nicht erfunden zu werden. Es wird bereits vielerorts von Studenten aus Ost und West freimütig diskutiert und lautet: „Wie soll das einige friedliebende und demokratische Deutschland aussehen? Wie kommen wir zu einem solchen Deutschland?“

Wir sind bereit, Ihnen innerhalb von vierzehn Tagen unsere Meinung hierzu in Form eines Artikels zu senden und erwarten einen Abdruck in Ihrer Zeitung...“

Pessimisten könnten daraus lesen, daß man seitens des FORUM nur an Abdrucke im DISKUS denkt, nicht aber umgekehrt. Diesmal sind wir aber um der guten Sache willen bewußt Optimisten und außerdem der Meinung, daß Vertrauensbrüche dieser Art die Wirkung eines Bumerangs haben. Zu allem Überfluß werden wir schriftlich um Klärung bitten.

Anzufügen bleibt noch, daß uns in dem Brief mitgeteilt wird, daß der Deutschlandsender seine Wellen für Ost-West-Gespräche am runden Tisch zur Verfügung stellt und daß wir einen Appell gleichen Sinnes an die westdeutschen Sender richten möchten. Wir sind jedoch der Auffassung, daß dazu noch Zeit ist, wenn sich gezeigt hat, daß der Artikelaustausch seitens des FORUM mit gleicher Ehrlichkeit und Toleranz betrieben wird wie von uns. Dann glauben wir sicher zu sein, auch bei den westdeutschen Rundfunkstationen Gehör zu finden.

Die Redaktion

104
Stadtdirektion
Informations 14

Man sagt in Bonn . . .

Wir haben mal wieder eine Koalitionskrise in Bonn. Die vorhergehende endete mit der — selbstmörderischen — Spaltung des BHE. Wird auch die neue Krise mit einer Spaltung, diesmal einer Spaltung der FDP, enden? Böse Zungen behaupten, der Bundeskanzler habe es geradezu auf eine Spaltung der FDP angelegt. Nun, das scheint übertrieben. Adenauer hat wohl nur genug von der „Opposition in der Koalition“, die ja auch ein Unding ist. Niemand bestreitet der FDP das Recht, innerhalb der Koalition ihre eigene Meinung zu vertreten — aber eben nur innerhalb der Koalition. Nach außen aber müssen die Regierungsparteien einig sein; denn sonst sind sie keine Koalition.

Sicher, die Bedingungen des Kanzlers (öffentliche Erklärung der FDP, daß sie gewillt ist, zu den Pariser Verträgen und auch in Zukunft zur Koalition zu stehen) sind hart. Der Kanzler fordert damit nichts weniger als eine Unterwerfung der FDP. Eine Unterwerfung ist es deswegen, weil sich die FDP in den letzten Jahren immer weiter von der Linie der Regierung entfernt hat. Man muß sie entweder zu dieser Linie zurückkehren oder die Konsequenzen ziehen.

Sogar wenn wir unterstellen, daß der Kanzler die Spaltung der FDP nicht will, so müssen wir doch vermerken, daß seine unnachgiebige Haltung diese Spaltung verursachen kann. Und sie wäre ganz anders zu beurteilen, als die Spaltung des BHE vor einigen Monaten. Die FDP ist immerhin eine nicht nur zeitgebundene Partei. Die Anhänger der FDP wählen diese Partei aus weltanschaulichen Gründen. Da aber diese Weltanschauung bestehen bleiben wird, so wird auch die FDP nicht untergehen. Vielmehr wird der Teil der FDP, der in die Opposition geht, betriebsam und — notwendig — radikal werden. Dann hätten wir wieder die rechtsradikale Opposition, vor der uns Gott behüten möge. Zugegeben, diese Gefahr wird nicht schon morgen bedrohlich werden. Vielleicht erst in zehn Jahren. Und es ist verständlich, daß den Kanzler das „hic et nunc“ mehr interessiert, als das, was in zehn Jahren passiert. Wir aber nicht! Wir sind sowohl an der augenblicklichen Entscheidung als auch an der zukünftigen Entwicklung interessiert, weil wir in dieser Zukunft leben müssen.

Aber sprechen wir von der augenblicklichen Entscheidung.

Studenten unerwünscht?

(Fortsetzung von Seite 1)

Sache der studentischen Mitbestimmung und Mitverwaltung zu vertreten und seine Verhandlungspartner, von der heilsamen Wirkung der Mitverantwortung zu überzeugen.

Gibt es denn überhaupt eine Lösung aus all diesen Schwierigkeiten? Wir meinen: Ja; eine solche Lösung bietet sich geradezu an. In den Räumen des Studentenhauses sind 3 verschiedene Gremien (Studentenhaus E. V., Studentenwerk E. V. und Studentischer Schnelldienst) beheimatet. Die Arbeit dieser Vereinigungen kann nicht aufeinander abgestimmt werden, weil die Interessen zu stark von den einzelnen Vorständen bestimmt werden. Für Universität und Studentenschaft wäre es sehr viel zweckmäßiger, sich auf ein Gremium zu beschränken. Dadurch könnten Wünsche und Anregungen wirkungsvoller vertreten werden. Es ist sowohl für den Senat als auch das Studentenparlament viel leichter, zwei Mitglieder in e i n e n zu bildenden gemeinsamen Vorstand zu entsenden und deren Arbeit dort zu kontrollieren.

Die Satzung des Studentenwerkes in München, die auch für alle übrigen bayerischen Hochschulen Gültigkeit hat, scheint hier in ihrer Grundkonzeption beispielgebend zu sein. Auf Frankfurter Verhältnisse übertragen ergäbe sich folgende Möglichkeit: Studentenwerk, Studentenhaus und Studentischer Schnelldienst würden zu einer „Anstalt des öffentlichen Rechts“ zusammengefaßt. Der Vorstand dieser Körperschaft müßte aus fünf Mitgliedern bestehen: Zwei Vertretern der Hochschule, die vom Senat der Universität bestimmt werden, zwei studentischen Vertretern die vom Allgemeinen Studentenausschuß mit der Wahrnehmung der Interessen der Studentenschaft beauftragt werden. Für einen dieser beiden Studentenvertreter müßte den Bewohnern der Frankfurter Studentenheime das Vorschlagsrecht beim AstA oder beim Parlament eingeräumt werden. Das fünfte Mitglied sollte aus dem Kreis der Freunde und Förderer der Universität kommen und den Vorsitz in diesem Geschäftsführenden Vorstand führen. Der Geschäftsführer gehört dem Vorstand nicht an. Er wird mit der Zustimmung des Vorstandes und des zu bildenden „Erweiterten Vorstandes“ oder „Beirats“ angestellt und entlassen.

Mit diesem Vorschlag glauben wir sowohl dem Anspruch der Universität als auch den berechtigten Wünschen der Studentenschaft Rechnung zu tragen. Es gibt noch mannigfaltige andere Möglichkeiten. Eines aber müssen sie als gemeinsames und auffälliges Merkmal tragen. Es darf keinesfalls so aussehen, als habe sich nun auch die Universität darauf eingestellt, die Studentenschaft als ein zu Behandelndes, denn als ein Handelndes zu betrachten. Denn — darin glauben wir uns mit allen Verantwortlichen einig — erst aus der Gelegenheit, ja vielleicht sogar aus dem Zwang zum Handeln, kann der Typ entstehen, der an der Universität allein entstehen sollte: das Individuum in seinem besten Sinne.

Hanns Schreiner

Es ist die alte Frage, wie soll die Deutschlandfrage gelöst werden? Der Fraktionsvorsitzende der FDP, Thomas Dehler, erklärt: „Es muß endlich etwas geschehen. Wenn es die Westmächte nicht schaffen, dann müssen wir unseren Draht nach Moskau — wenn wir ihn schon einmal haben — spielen lassen. Die europäische Geschäftigkeit jedenfalls ist keine Alternative für die Wiedervereinigung!“

Die SPD wirft der CDU vor, den Sowjets sei ja noch gar nicht ernsthaft die Aufgabe der NATO als Preis für die Wiedervereinigung angeboten worden. Es könne also gar nicht die Rede davon sein, daß eine schnelle Wiedervereinigung aussichtslos sei. — Dem entgegnet die CDU, daß schon allein die theoretische Erörterung einer Aufgabe der NATO destruktiv sei, weil diese NATO auf dem gegenwärtigen Vertrauen der Vertragsstaaten aufgebaut sei. Dieses Vertrauen würde schon durch eine Erörterung von Alternativen erschüttert werden. Und übrigens hatten die Sowjets ja erklärt, daß die NATO nicht das einzige Hindernis für die Wiedervereinigung Deutschlands sei.

Hierbei läßt die CDU allerdings einen Hinweis darauf vermissen, daß gerade bei ihrer Konzeption die Wiedervereinigung erst in sehr ferner Zukunft erreicht werden kann. Solange dieser Hinweis aber nicht gegeben wird, solange

. . . und in Deutschlands Hauptstadt

Ende November hielt der Bundesaußenminister von Brentano in Berlin eine Pressekonferenz vor in- und ausländischen Journalisten ab. Dabei ereignete sich folgender, für den Minister recht peinlicher Zwischenfall:

Ein ausländischer Journalist, Vertreter einer bedeutenden westlichen Zeitung, fragte: „Herr Minister, welche Gründe haben Sie für Ihren wiederholt erklärten Optimismus in der Frage, daß die Sowjetunion sehr bald — Sie sagten wörtlich: ‚heute oder morgen‘ — einer gesamtdeutschen Mitgliedschaft in der NATO zustimmen werde?“

Brentano, der seit seiner Ernennung zum Außenminister schon das öfteren beachtenswerte Proben seiner Schlagfertigkeit geliefert hat, entgegnete umgehend: „Ich möchte mit einer Gegenfrage antworten: Weshalb sind Sie so pessimistisch?“

Der Journalist: „Weil ich in Berlin wohne.“

Es tut hier nichts zur Sache, daß es ein ausländischer Journalist war, der die erwähnte Frage stellte und die erwähnte Antwort gab; beides hätte ebensogut aus dem Munde eines Berliner Journalisten — mehr noch aus dem Munde irgendeines beliebigen Bewohners dieser Stadt — kommen können. Und dieses Pessimismus bezieht sich nicht etwa nur auf die vom Bundesaußenminister standhaft erwartete gesamtdeutsche Mitgliedschaft in der NATO. Er prägt vielmehr das Klima dieser Stadt.

Er hat mancherlei Gründe. Im Verhältnis Berlin — Bundesrepublik haben wir uns nun jahrelang mit halben und Viertelehrlichkeiten begnügen müssen. Es ist an der Zeit, der Ehrlichkeit etwas mehr von dem zu geben — was ihres Namens ist.

Berlin ist pessimistisch

— weil der Sommer und der Herbst vorbei und zahlreiche

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 9 14 94

Berliner in dieser Zeit in der Bundesrepublik gewesen sind, wo sie sich persönlich von der Dringlichkeit ihres Wunsches nach Wiedervereinigung in Westdeutschland überzeugen konnten (Herr Schäffer hat bereits — wenn auch in etwas anderem Zusammenhang — den Wunsch geäußert, die Berliner sollten nicht so viel umherreisen);

— weil nach einer gefühlsaufwendig betriebenen Arbeitssitzung des Bundestages in Berlin, mit Solidaritätsansprachen, Umtrunken, winkenden Parlamentarierhänden, „Wir-werden-in-Bonn“-Rhetorik und so . . . weil schon fünf Tage danach in der Bundeshauptstadt eine Berlindebatte stattfand, bei der aus mangelndem Interesse so viele Abgeordnete das Plenum verließen, daß der Präsident ernsthaft erwägen mußte, ob das Haus noch beschlußfähig sei;

— weil in ganz Westdeutschland niemand gegen den Ausgang der Genfer Konferenz protestiert hat und nur in Berlin erklärt wurde, wir hätten es satt, uns länger auf unseren Nerven herumtrampeln zu lassen;

— weil Westdeutschland verhängnisvoll gute Nerven hat;

— weil in der Zone die Resignation und in der Bundesrepublik die Gleichgültigkeit wächst;

— weil wir wohl gehört haben, daß der Film „Himmel ohne Sterne“, der das Problem der deutschen Spaltung auf eine ehrliche und erschütternde Art darstellt, in Westdeutschland beschämend wenige Zuschauer findet;

— weil Herr Ollenhauer nach Genf fährt, um die internationale Atmosphäre zu erkunden, statt einfach bei seinem Parteifreund Suhr in Berlin anzufragen;

werden immer wieder Hoffnungen auf eine baldige Wiedervereinigung gestärkt, die — notwendig zu Enttäuschungen führen. Aber auch die Sowjets rechnen offenbar damit, daß die deutsche Frage erst in sehr ferner Zukunft gelöst werden kann.

Hinsichtlich der Bundeswehr sind sich die CDU (insbesondere die CSU) und die SPD im Verteidigungsausschuß des Bundestages einig.

Allerdings handelt es sich hier nur um eine Einigkeit des Parlaments gegen die Exekutive. In rühmenswürdiger Standhaftigkeit hat der Vorsitzende dieses Ausschusses, der CSU-Abgeordnete Dr. Jaeger, sich gegen den Wunsch des Bundeskanzlers ausgesprochen, das Soldatengesetz noch vor Weihnachten zu verabschieden. Er und mit ihm der Ausschuß lehnen die überhastete Verschiebung eines Stückwerkgesetzes ab, und Stückwerk würde das Soldatengesetz sein wenn nicht zuvor die Fragen des Oberbefehls, des Beschwerdeweges, des Eides usw. geregelt sein würden. Hier bahnt sich eine Entwicklung an, die beobachtet werden sollte. Nicht so sehr das Parlament, aber ein Ausschuß dieses Parlaments leistet der Regierung Widerstand. Der Ausschuß deswegen, weil er die Sachkenntnis hat, mit deren Hilfe die Exekutive bisher meistens das Parlament übertrumpfen konnte. Damit ist im Bundestag eine Entwicklung eingeleitet — nämlich die Verlagerung der Entscheidungen in die Ausschüsse — die im amerikanischen Senat schon längst keine Frage mehr ist.

Bruno

— weil wir eine Diskussion zwischen einem Dutzend westdeutscher Studenten und einem einzigen jungen Kommunisten erlebt haben, in deren Verlauf die Kommilitonen aus der Bundesrepublik hilflos nach Worten rangen, ehe sie ganz verstummt;

— weil wir nun wirklich zu fürchten beginnen, daß die dumme Wirtschaftswunder-Überheblichkeit bis zu der Meinung treibt, wir brauchten der kommunistischen Weltanschauung nichts anderes entgegenzusetzen als 12 (oder 16, oder 100) Divisionen und könnten dann ruhig schlafen gehen;

— weil wir das Grausen bekommen vor so vielen, mit rosa Optimismus ausgestaffierten Köpfen;

— weil niemand mehr gewillt scheint, sein Gewissen beunruhigen zu lassen;

— weil von den „Brüdern in der Zone“ gesprochen, doch jeder Flüchtling schnöde wie ein Bettler angesehen wird;

— weil eine verfluchte Trägheit der Herzen alles erstickt;

— weil der Dichter Gottfried Benn während der diesjährigen Berliner Festspielwochen von dem Gespräch mit einem 14jährigen westdeutschen Jungen berichten mußte, der von der Rolle Berlins als Hauptstadt Deutschlands keine Ahnung hatte;

— weil schließlich von fünfzig Studenten, die diese Nummer des DISKUS in die Hände bekommen, nur einer weiterlesen wird, da er bemerkt hat, daß diese Zeilen von Berlin handeln und von den „Brüdern in der Zone“. Joachim

Litewka ohne Korsett

Die Geschichte der Uniformen ist die Geschichte des Soldatentums. Der Brustpanzer zierte den Ritter, das Wams den Landsknecht, der Schnürleib war das Attribut der Preußen, Feldgrau und Stahlhelm trugen die Soldaten beider Weltkriege.

Alle Mächte passen die Uniformen ihrer Soldaten von Zeit zu Zeit den modernen Erfordernissen an, jedoch bleibt der Grundschnitt meistens derselbe. Der Russe behält die Hemdbluse, der Engländer das Khaki, der Amerikaner die Gummisohlen, der Franzose das Schiffchen und die Fangschnüre. Und das einfach deswegen, weil der Iwan kein Tommy und der Ami kein Poilu sein soll.

Die Uniformexperten des Bundesverteidigungsministeriums haben offensichtlich vergebens nach einer Tradition gesucht, an die anzuknüpfen ihnen wert gewesen wäre. Jedoch haben sie wohl unterschieden zwischen Kampf-, Dienst- und Ausgehuniform. An der Kampfuniform ist nichts zu kritisieren, die Dienstuniform erscheint kleidsam und praktisch.

Als aber die Experten die Ausgehuniform auf dem Reißbrett hatten, scheint der Geist sie verlassen zu haben. Die Leidtragenden sind vor allem die Offiziere, denn der einfache Soldat wird nach den Prinzipien deutscher Sparsamkeit, gewiß nicht zu einer speziellen Ausgehuniform kommen.

Das ist für ihn nur vorteilhaft, denn könnte er noch seinen alliierten Kameraden die Mädchen ausspannen, wenn er wie ein Portier gekleidet ist?

Ältere und beliebte Offiziere dagegen werden mit der neuen Ausgehuniform am ehesten zufrieden sein, denn das legère, wie eine Hausjacke einer Litewka ähnelnde Kleidungsstück läßt Raum für die äußeren Attribute bürgerlichen Wollebens. Die Nähte werden nicht mehr platzen und der zur Übung eilende Reserveleutnant aus den Industrie- und Handelskreisen ist eine Sorge los.

Der von überkommenen Gedanken geplagte Verfasser fragt sich aber verzweifelt, was denn diese neue Uniform repräsentieren soll, ob sie noch ein bißchen jenen Symbolwert in sich birgt, den Scharnhorst verkörperte. Jedenfalls läßt sie viel Bewegungsfreiheit, wozu allerdings zu bemerken wäre, daß der Geist, der die Freiheit braucht, nicht in der Gegend der Gürtellinie zu Hause ist.

v. Eichstegen

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Günter Schwank, Magnus Weber, Werner Wilkening.
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.
Redakteure: Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oskar Strobel.
Korrespondent in Bonn: Peter Scholz.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Oskar Feiber, Frankfurt am Main, Fontanestraße 26.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 5 62 61.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Eckenheimer Landstraße 60 b, Tel. 5 11 78.
Abonnements zum Preise von DM 1,50 für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Spatz vor Kanonen

Am zwanzigsten November veröffentlichte das Nachrichtenblatt der Bonner Studentenschaft — unter anderen Zuschriften zu einem Artikel über die Probleme unserer nunmehr zehnjährigen Demokratie — auch einen Leserbrief eines Burschenschaftlers namens Klaus Petri, in welchem jener Bursche die Meinung vertritt, daß in der Hitlerzeit Konzentrationslager „als politische Maßnahme jedenfalls in der Anlage am Platze“ gewesen seien.

Hier soll nun nicht dem Burschen Petri auf den Leib gerückt werden. Der ist sicher noch nicht oder überhaupt nicht heilbar. Vielmehr sollen hier zwei Fakten angemerkt werden, die teils verärgern, teils zuversichtlich stimmen.

Verärgert hat die Reaktion der Presse und der offiziellen Studentenverbände auf diese Veröffentlichung im Bonner Studentenblatt. Tageszeitungen von Format, wie man so sagt, wußten nichts einfältigeres zu tun, als in einer Art regionaler Sippenhaftung die Bonner Redaktion, die Studentenschaft und schließlich die ganze „stickige Atmosphäre“ in Bonn, inclusive Bundeshaus, anzuprangern.

Wenn unsere seriöse Tagespresse nicht mehr Unterscheidungsvermögen aufzuweisen vermag, liest man wirklich besser die Bildzeitung, die ist zumindest kurzweilig. Was kann Bonn dafür, wenn Klaus Petri auf dem Mond beheimatet ist? Wir fragen weiter, was schadet es, wenn die Bonner Redaktion diesen Leserbrief als Menetekel einer sich ständig verjüngenden Studentenschaft vorhält, die unsere gegenwärtige Demokratie für etwas a priori Gegebenes hält. Schaden kann es nichts, wohl aber nützen.

Demgegenüber nimmt sich die zur Schau getragene Hypersensibilität wie etwas Gemachtes aus. Daß unter uns 50 Millionen Westdeutschen kein Nazi oder Epigone mehr sitzt, glaubt uns ja doch keiner. Da ist es schon besser, man stellt öffentlich bloß, wie es die Bonner Kollegen getan haben. Das todernste Wutgeschrei der Obengenannten läßt zu leicht den Verdacht des übertönten schlechten Gewissens aufkommen. Und wir meinen, ein schlechtes Gewissen braucht jeder nur für sich selbst zu haben, dann ist es ehrlich.

Das Erfreuliche an der Affaire Petri ist die Reaktion der nicht-offiziellen Studenten: Der arme Irre. Lächerlichkeit war bisher noch immer der tödlichste Tod.

W. Schaffernicht

Wie uns soeben mitgeteilt wird, ist Herr Petri aus seiner Burschenschaft ausgeschlossen worden.

Angst vor dem Heidegeist

Sagen berichten, daß an nebeligen Herbst- und Wintertagen in den Mooren und Brüchen der norddeutschen Heide Geister umgehen. Es sollen heimtückische Wesen sein, die die Naivität und die Neugierde der Menschen mißbrauchen, um sie in das Reich der Unholde und Gnome hinabzuziehen. Selten wurden diese bösen Geister gesehen und diejenigen, die von ihren Umtrieben berichteten, konnten ihre Gestalt meistens nicht beschreiben. Erst vor wenigen Tagen ist uns zu Ohren gekommen, daß diese Geister feldgraue Uniformen und Stahlhelme tragen sollen.

Der verkappte Ungeist in organisierter Form sei heute in den Heidegarnisonen des Bundesgrenzschutzes zu Hause.

Dem Sinn nach stand dies in einer Erklärung, die der Bundesjugendring vor einigen Tagen veröffentlicht hat. Diese merkwürdige Erkenntnis verdient deswegen besondere Beachtung, weil sie als Vorwurf gegen die Übernahme des Bundesgrenzschutzes in die neue deutsche Armee aufgefaßt werden muß. Was haben sich seine Initiatoren dabei wohl gedacht? Wenn im Bundesgrenzschutz undemokratische Elemente Unterschluß gefunden haben sollten, dann wäre es höchste Zeit, daß ein Parlamentsausschuß ihn überprüft oder mindestens der Innenminister Maßnahmen ergreift, um Klarheit zu schaffen. In der genannten Erklärung stand keine solche Forderung! So entsteht der Verdacht, daß sie nicht mehr als eine ferngesteuerte Intrige gegen den Beschluß des Bundeskabinetts ist. Die Übernahme des Grenzschutzes in die Armee geschieht aus militärtechnischen Gründen, somit wäre dagegen nichts einzuwenden, wenn eben gleichzeitig keine politischen Gefahren entstehen würden, die der Bundesjugendring als gegeben hinstellt. Es gibt in Bonn einen Prüfungsausschuß, dessen Gutachten für die Verwendung der höheren Offiziere maßgebend sind. Er arbeitet nach Richtlinien, die bei wörtlicher Anwendung manchem durchschnittlichen Demokraten Schwierigkeiten machen würden. Dieser Ausschuß wird auch die Grenzschutzoffiziere überprüfen. Wie auch die Prüfungsergebnisse ausfallen, die Erklärung des Bundesjugendrings bleibt anrühlich oder zumindest unglücklich. Ist der Grenzschutz in Ordnung, warum dann diese Verdächtigung? Gäbe es dort oben verdächtige Elemente, würde dort tatsächlich der Ungeist kultiviert, gäbe es keinen Pardon für das Verhalten des Bundesjugendrings. Denn in seiner Erklärung kommt klipp und klar zum Ausdruck, daß man sich mit den zweideutigen Elementen im Bundesgrenzschutz schon abfinden könne, solange sie nicht zum „Inneren Gefüge“ der neuen Armee verstoßen. Welch' verlockende Aussichten für all die, die nicht die Gnade des Gutachterausschusses finden! Die gehen dann eben zum Grenzschutz!

O. F. Strobel

Auch eine Diskussion

Andere Völker, andere Sitten! So hörten wir in der Diskussion nach der Rede Graf Coudenhove-Calergis in der Aula; denn bei den Angelsachsen ist der Brauch: Aufstehen, Frage stellen, Hinsetzen. Dann antwortet der Redner. Hiermit begründete Graf K. die summarische Behandlung eines erfreulich großen Bündels von Fragen und Meinungen, die die Diskussion bis dahin aufgeworfen hatte. Der Zeitpunkt dieser freundlichen Aufklärung schien uns nicht mehr sehr glücklich gewählt, selbst wenn hierdurch ein Übergehen manch' diskutablen Einwandes nicht gerechtfertigt werden sollte.

Bis jetzt haben wir uns in Deutschland-West noch nicht zu dieser Form der Diskussion durchgerungen. Es überwiegt bei uns noch der Hang, dem wohltonenden Geräusch der eigenen Stimme zu lauschen. Aber es gibt doch Fälle, wo Gewächse des eigenen Geistes schamhaft und ungeschickt angeboten werden. Der Jubel darüber kam zu früh; denn mit dem Säbel: „Wortentzug“ wurden diese hoffnungsvollen Triebe brutal abgehauen. Peinlich, wenn es sich dabei in einem Fall um einen Alten mit Silberhaar und Krückstock handelt. Peinlicher, wenn man dagegen einen jungen Kommilitonen ausgiebig über eine „innere Aushöhlung“ Rußlands theoretisieren läßt.

Ein anderer präsentierte sich als heroischer Streiter für Europa, deren Vorhandensein Graf K. angezweifelt hatte. Der Fund wurde von ihm gebührend gefeiert.

Dann suchte man deutsche Nationalisten — und fand sie auch. Dabei stieß man auf die Hürde des Saarproblems. Bei diesem Thema wurden die verschiedenen Anschauungen recht schön herausgearbeitet, die Notwendigkeit der deutsch-französischen Zusammenarbeit allgemein anerkannt. Einen unschönen Augenblick gab es noch einmal bei den Schlußworten von Graf K., als er behauptete, die ältere Generation könne und wolle sich nicht voll für Europa einsetzen — obwohl mindestens 60% der Diskussionsteilnehmer sich aus dieser Generation rekrutieren. (Warum waren sie denn bloß gekommen?). Der Hinweis „Ich selbst gehöre ja auch zu den Älteren“ usw. konnte nur den faden Geschmack verstärken, den das Ganze am Schluß hinterließ.

Wir wollen darüber nachdenken und daraus lernen. So geht es jedenfalls nicht!

G. Moos

Frontbewahrung und Wissenschaft

Der Rowohlt-Verlag Hamburg hat kürzlich mit Hilfe namhafter Wissenschaftler begonnen, eine neue Taschenbuchreihe herauszugeben, die die jüngsten Ergebnisse auf allen Gebieten des Wissens und der menschlichen Erkenntnis auf enzyklopädische Weise zusammentragen soll. Außer einer Bibliographie und einem enzyklopädischen Stichwort, das den Leser in den übergeordneten Problemkreis des je abgehandelten Themas einführt, enthalten die Bände dieser Reihe auch eine kurze Biographie des Verfassers, in der seine Herkunft und Ausbildung dargestellt und seine wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten genannt werden.

Wie weit und auf welche überraschende Weise indessen der Begriff von dem, was unter Herkunft und Ausbildung zu rechnen sei, gefaßt werden kann, zeigt der zweite Band dieser Reihe, Soziologie der Sexualität von Helmut Schelsky.

Es heißt dort in der Biographie:

„Seit August 1939 bis zum Kriegsende war er zum Wehrdienst eingezogen, den nur ein längerer Genesungsurlaub nach schwerer Verwundung unterbrach; als Infanterieoffizier in einer berühmt gewordenen Division nahm er bis zuletzt an entscheidenden Kämpfen im Osten teil.“

Der Vermerk, daß jemand zum Kriegsdienst einberufen worden und infolgedessen an der Ausübung seiner zivilen Tätigkeit verhindert gewesen sei, mag, angesichts der Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte, in einer Biographie, die diese Jahrzehnte einschließt, seinen Platz haben. Doch liegt hier der Akzent ganz offensichtlich auf den Attributen, mit denen uns der Tatbestand mitgeteilt wird: die Verwundung war „schwer“, die Division „berühmt“, die Kämpfe „entscheidend“; und im Zusammenhang: trotz einer Verwundung, einer schweren Verwundung, hat der Verfasser, nachdem er genesen war, bis zuletzt, wohlgerichtet nicht nur in einer beliebigen Division, sondern in einer berühmten Division, an Kämpfen im Osten teilgenommen, die sich vor anderen dadurch auszeichnete, daß sie nicht einfache, sondern ausschließlich entscheidende waren. So soll es wohl gelesen werden.

Sich solcher Wertungen zu bedienen, kann indessen allenfalls Sache von Strategen und Militärhistorikern sein; in unserem Zusammenhange muß sich die Frage erheben, ob solche Attribute in einem wissenschaftlichen Beitrag nicht außerwissenschaftlichen Zwecken dienen sollen. Daß sie für die Einschätzung der wissenschaftlichen Leistung eines Menschen von Bedeutung sind, soll wohl niemandem weismacht werden.

C. Ch. Kaiser

Besinnung

„Was ist das Schönste am Weihnachtsfest: Wir können länger schlafen.“ Und da reden wir seit „Ewigkeiten“ vom Untergang des Abendlandes. Jugend, Blüte und Verfall. Nietzsche hat gelebt, Oswald Spengler hat es aufgeschrieben. Kulturen sind Lebewesen höchsten Ranges. Pflanzen, die in erhabener Zwecklosigkeit aufwachen. Es wird weiter geschlafen. Emnid, Institut für Meinungsbefragung, sagt: 13% sahen 1953 bereits im Weihnachtsfest nur die Gelegenheit zum ausgedehnten Wochenende. Die Kultur ist zur „Zivilisation“ geworden: 5% haben sich zum Fest allein lukullischen Genüssen hingegeben, 14% lassen sich „reich beschenken“. Es lebe das Geschenk! Auch Rom ist untergegangen. Es lebe der Fernsehschrank!

4% von uns gehören noch zu jener Spezies, die nach einem religiösen Fest verlangt. Arme Tröpfe? Verrückte? Die Materie ist rechtsverbindlicher, alleinseligmachender Fetisch geworden. Die paar Christen schicken wir in die Katakomben zurück. Eine lästige Erinnerung.

So manches Mal haben die alten Leute es erprobt: wie gut der echte — Klosterfrau Melisengeist bei Alltagsbeschwerden von Kopf, Herz, Magen und Nerven helfen kann ... Wir werden es gebrauchen. Es Weihnachtet bald ... Terminkalender. Fieber. Unruhe. Trubel. Weihnachtskomplex ... Kuchen werden gebacken, Pakete gepackt, Geschenke gekauft, Gänse, Karpfen gegessen — das muß wohl so sein ...

Horst K. Bingle

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



RHEIN-MAIN BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Ohne Ressentiment

Ostberlin wird gemeinhin als das Aushängeschild der DDR betrachtet. Inwieweit die hier aufgezeichneten Beobachtungen von Ostberlin nun auch für die Zone gelten, ist deshalb nicht vorweg zu entscheiden. — Dieser Streifblick über Film, Schallplatte und Theater könnte vielleicht einige der oft so vagen Vorstellungen im Westen konkretisieren und in kleinen Bezügen Gleiches und Ungleiches aufzeigen.

Film

Die Auswahlmöglichkeit zwischen den Programmen der Ostberliner Filmtheater ist recht eng begrenzt, nicht nur weil die Anzahl der Kinos im Vergleich zu Westberlin wesentlich geringer ist, sondern auch, weil sehr viele Lichtspiele jeweils den gleichen Film zeigen. Ein Konkurrenzkampf zwischen verschiedenen Filmgesellschaften entfällt von vornherein, da die DEFA als volkseigener Betrieb Produktion wie auch Verleih regelt. Das Erfreulichste daran ist, daß damit der Reklamerummel westdeutscher Art verhindert wird. Allerdings muß man dafür die Gleichförmigkeit vieler Filme in Kauf nehmen. Entweder belastet ein ideologisches Motiv die freie künstlerische Darstellung, oder es fehlt das politische Moment, dann aber ist der Film zu absoluter Harmlosigkeit verdammt, d. h. er hat keine wesentliche Aussage mehr, denn etwas ohne Bezug zur Ideologie künstlerisch darzustellen, wird nicht erwogen. Darum wird in Ostberlin ebensoviel Kitsch aus der Traumfabrik gespielt wie bei uns. Der Mangel an künstlerisch befriedigenden Filmen ist offensichtlich als bei uns. Die Verfilmung des Bert-Brecht-Bühnenstückes „Mutter Courage“ zum Beispiel ist, nachdem die bereits begonnenen Dreharbeiten schon eine gewaltige Summe verschlungen hatten, aufgegeben worden. Bekannt geworden ist, daß einmal zwischen Brecht und dem Filmregisseur keine Einigung über die Gestaltung erzielt wurde, zum anderen Helene Weigel (als Darstellerin der Titelfigur) ihre Mitarbeit versagte.

Die Produktion der DEFA ist verhältnismäßig beschränkt, sie entspricht jedenfalls nicht der Publikumsnachfrage. Daher ist die Zahl der ausländischen Filme in Ostberlin und in der Zone recht groß. Sie kommen fast ohne Ausnahme aus den Satellitenstaaten und aus der UdSSR, aber auch aus China. Man kann hier getrost sagen, daß einige russische Drehbuchautoren und Regisseure in ihrer Schwäche für grandiose Monumentalfilme ihren amerikanischen Kollegen in nichts nachstehen. Sie verarbeiten oft in ihren Filmen sowjetische Erziehungsgedanken, so z. B. in dem Film „Die Feuertaufe“. Hier wird die Geschichte eines jungen Menschen erzählt, der als Aktivist der kommunistischen Partei zunächst versagt, deshalb eine harte Bewährungsprobe zu bestehen hat, danach aber zum Lohn das Parteibuch der KPDSU feierlich überreicht bekommt. Dieser großangelegte sowjetische Farbfilm ist so verkrampft ideologisch, daß die Rahmenhandlung unecht und gekünstelt wirkt.

Nicht vergessen werden sollen aber die Werbefilme für die Volkspolizei, die so plump gedreht sind, daß sogar die Ostberliner Filmkritik sie nicht ignorieren kann. Westdeutschland als Nährboden asozialer Elemente, Saboteure und Agenten zum Thema, schaffen sie die „zwingende“ Einsicht, größere Truppeneinheiten (sprich Volkspolizei) zum Schutze der DDR aufzustellen. Ihre Aufnahme beim Publikum ist gleichmäßig indifferent.

Bei erschwinglichen Preisen sind die Ostberliner Filmtheater ständig gut besucht. Am meisten gefragt: Filme, die im Rankenwerk bekannter Stars von „Film und Funk“ einen Schlager- oder Operettencocktail servieren.

Schallplatten

Das lebhafteste Interesse an leichter Unterhaltungsmusik merkt man — wie bei uns — beim Schallplattengeschäft. Hier produzieren zwei Firmen, AMIGA und ETERNA, Platten, die nur gegen DDR-Personalausweis verkauft werden. Bei dem geringen Preis von DM 2,60 (78 Tours, in Westdeutschland DM 4,—) ist verständlich, daß man die Westberliner Käufer nicht haben will. Aufnahmen von Tanz- und Unterhaltungsmusik sind meistens ausverkauft. Auch die Nachfrage nach ernster Musik ist beachtlich. Weniger Aufmerksamkeit wird der sogenannten „Fortschrittlichen Musik“ entgegengebracht, die nicht, wie leicht mißverstanden werden könnte „Musica Nova“, sondern eine Umschreibung für Märsche, Volksmusik, Kampflieder, politische Chansons ist. Vieles wird dem FDJ-Liederbuch direkt entnommen. Etwas Neues sind die vor einiger Zeit erschienenen, von Schnitzler besprochenen Platten, die Lebens- und Charakter-skizzen bekannter politischer Persönlichkeiten (Truman, Mao Tse Tung, Dulles) geben. Diese Art der „Fortschrittlichen Musik“, die frei, ohne Ausweiszwang, verkauft wird, übt nun in höchst geistreicher und elegant-geschliffener Sprache eine starke Suggestivkraft aus, der sich auch der westdeutsche Beobachter, wenn er aufrichtig ist, nicht sofort entziehen kann. Weitere Kreise der Bevölkerung kennen sie aus dem Rundfunk.

Theater

In Bert Brechts eigenem Theater („Berliner Ensemble am Schiffbauerdamm“) werden unter seiner Leitung und der seiner Frau, Helene Weigel, sämtliche Brechtstücke gespielt. Den größten Erfolg, nicht zuletzt durch die einmalige schauspielerische Leistung Helene Weigels hat die „Mutter Courage und ihre Kinder“, eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Krieg, in der die Mutter Courage erfahren muß — und wir von ihr —, daß nur die Großen am Krieg verdienen, die Kleinen ihn aber immer verlieren, ihn mit Gut und Leben bezahlen, ganz gleich auf welcher Seite sie stehen. Außerdem ist der „Kaukasische Kreidekreis“ zu nennen, den wir aus der Frankfurter Inszenierung kennen, dessen

Berliner Aufführung aber die gute Frankfurter noch bei weitem übertrifft. — Der Bühnenvorhang im „Berliner Ensemble“ zeigt eine Darstellung der Friedenstaube von Picasso, versinnbildlicht den Gedanken des friedlichen und glücklichen Zusammenlebens der Menschen, ist also ein „Bestandteil“ Brecht'scher Theaterideologie.

Im ganzen gesehen bietet das Ostberliner Theaterprogramm wenig Stücke moderner westlicher Autoren, Bernard Shaw ausgenommen. Klassische Dramen stehen sonst im Vordergrund. So gestaltet die „Volksbühne“ sehr gute Shakespeareaufführungen, wobei die Komödien in ihrer derben Volkstümlichkeit besonders gelungen sind. Gerade bei der klassischen Bühne kann man einen scharfen und gesunden Wettbewerb West- und Ostberliner Theater um die bessere Aufführung feststellen. Die Bühnen im Ostsektor bemühen sich um eine fast naturalistisch ausgestattete Szenerie, deren Aufbau bei häufigem Szenenwechsel — so im „Don Carlos“ und im „Egmont“ — häufig zu langen Pausen bei geschlossenem Vorhang zwingt und manche Aufführung auf 3—4 Stunden anwachsen läßt. Neben dieser kleinteil-sorgfältigen Inszenierung sind aber auch seltsam moderne Gestaltungsmomente zu bemerken, so z. B. in der „Mutter“ von Gorkij, eine Neubearbeitung von Brecht — wo in direktem Anschluß an das Stück alte Wochenschauen gezeigt werden. — Ein glatter Versager im Programm ist allerdings R. Bechers „Winterschlacht“ (Geschehen um Moskau im Kriegswinter 1942), wo Stalinpanzer über die Bühne rumpeln und das ganze Haus erzittern lassen. Es ist aber eine Ausnahme, denn im übrigen zeichnen sich die Aufführungen des „Berliner Ensembles“ durch ein hohes künstlerisches Niveau aus, das durch die ideologische Aussage nicht wesentlich beeinträchtigt werden kann.

Oper

Auch vor der Oper macht die Ideologie nicht halt; so muß man Kleibers Entschluß verstehen, sein Engagement an der Lindenoper wieder aufzugeben. Als Beispiel sei hier das Ballett „Gajaneh“ von Chatachurian genannt: die Handlung vollzieht sich

Gordischer Knoten „Ergänzungsprüfung“

„Inhaber eines 1951 oder später in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands erworbenen Reifezeugnisses, die mehr als ein Jahr in der sowjetischen Besatzungszone studiert haben und dann ihr Studium in der Bundesrepublik fortsetzen wollen, können laut Beschluß der Kultusministerkonferenz vom 3.—5. März 1955 ohne Sonderprüfung immatrikuliert werden.“

Wer in der sowjetischen Besatzungszone nicht länger als ein Jahr studiert hat, darf nicht (auch nicht probeweise) immatrikuliert werden, ehe er die Ergänzungsprüfung abgelegt hat. Niemand wird zu dieser Prüfung zugelassen, ehe nicht mindestens $\frac{3}{4}$ Jahr seit Bestehen der Reifeprüfung verflossen sind.“

(Aus dem Rektoratsanschlag vom 5. 5. 55)

Im Frühjahr noch auf behelfsmäßigen Schreibmaschinenabzügen zu lesen, ist der vorangestellte Beschluß der Kultusministerkonferenz jetzt wie für die Ewigkeit auf einem sauber gedruckten Merkblatt festgelegt. Insofern ist ein Fortschritt erzielt. Nur wird der Beschluß davon nicht besser. Denn es bleibt der Widerspruch, daß von jungen Ostabiturienten eine Nachprüfung vor der Immatrikulation verlangt wird; während diejenigen, die mehr als ein Jahr an Hochschulen eben die Bildung erfahren haben, deretwegen die Prüfung überhaupt durchgeführt wird, ohne Sonderprüfung immatrikuliert werden. Um die Meinung des Kultusministeriums in Wiesbaden dazu zu hören, begaben wir uns in den pädagogischen Olymp. Wider Erwarten, um ehrlich zu sein, schwebte er nicht in den Wolken, sondern der Referent für Hochschulfragen, Dr. Minssen, zeigte sich ebenso unzufrieden, freilich auch nicht weniger ratlos diesem gordischen Knoten von Beschluß gegenüber. Herrschte schnelle Übereinstimmung über sein mißliches Bestehen, so nicht über die Art, wie er zu lösen sei. Zwei scheinbar entgegengesetzte Standpunkte ergaben sich: der pädagogische und der politische Aspekt:

Überprüfung der „universitas“ ...

Zum ersten, dem pädagogischen Aspekt des Referenten! Er geht von der begründeten Forderung nach umfassender geisteswissenschaftlicher Bildung als unerläßliche Grundbedingung für jedes Studium aus. Gerade darin aber lassen die Prüflinge aus Mitteldeutschland oft zu wünschen übrig, während sie die rein material-naturwissenschaftlichen Fächer (im Gegensatz zu den problem-wissenschaftlichen) gut beherrschen. Die Nachprüfung erfolgt also im Sinne der „universitas scientium“. Wie weit diese ihren Einfluß auf das Studium der westlichen Kommilitonen ausübt oder schon ausgeübt hat, war nicht Gegenstand unserer Betrachtung. Aus der Besorgnis heraus, daß diese „universitas“ bei den Kommilitonen aus Mitteldeutschland nicht immer gewährleistet ist, muß sich der Pädagoge für eine strenge Nachprüfung entscheiden. Allerdings haben sich die Verhältnisse

auf einer Kolchose und gipfelt (nach tragischen Wirren) schließlich in einem großartigen Volksfest. Hier wird dann in einem wahren Freudentaumel aus dem dreifachen Anlaß einer Hochzeit, der Baumwollsaat und des Festes selbst, der Gedanke des Gemeinschaftsbewußtseins symbolisiert, das allein den Menschen in den Stand setzt, mit liebevollem und fröhlichem Willen seine sonst so mühsame und harte Arbeit zu tun. Das Ballett selbst und die Musik wirken faszinierend.

Oper unter den Linden

Der sehr berechtigte Stolz der Ostberliner ist die mit 22 Millionen Ostmark im alten Stil aufgebaute und in diesem Jahr wiedereröffnete Lindenoper. Leider hat der kostspielige Bau eines mit solchem Aufwand ausgestatteten Hauses bewirkt, daß die Eintrittspreise für die Ostberliner recht hoch sind. Der Westberliner Besuch ist außerordentlich stark, wovon die Kolonnen von Wagen aus dem Westen, die abends vor der Oper parken, bildkräftig zeugen. Das bringt aber eine Atmosphäre in die Oper, die der in westdeutschen Häusern ähnelt. Die Westberliner präsentieren sich im korrekten Zweireiher beziehungsweise im letzten Chic der Pariser Mode und provozieren damit den Ehrgeiz des Ostberliner Publikums, diesem bürgerlichen Prunk nachzueifern. Das wird am ehesten während der Pausen sinnfällig, wenn sich die Westberliner an den kulinarischen Genüssen gütlich tun, die Ostberliner dagegen wegen der hohen Preise sich auf das Zuschauen beschränken.

Überhaupt sollte man das selbstzufrieden-anspruchsvolle Auftreten vieler Westberliner bei kulturellen Veranstaltungen im Ostsektor der Stadt mißbilligen; es fördert das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht, vielmehr ruft es den Ärger der Deutschen in der Zone hervor. Auf der anderen Seite macht sich manchmal mangelndes Kunstverständnis des Ostberliner Publikums bemerkbar, zum Beispiel bei der Beethovenmusik während des Szenenwechsels bei „Egmont“. Es wurde geplaudert und gelacht. Dies mag ein einzelner Fall sein, er ist aber eine Tatsache.

Die Eintönigkeit des Lebens und Treibens in Ostberlin ist nur eine scheinbare. Wer sich bemüht, einmal hinter die offizielle Fassade zu schauen, wird erkennen, daß hier das Leben mit Intensität und in starker individueller Ausprägung sich nicht weniger bunt darbietet als das in Westdeutschland.

Burghard Schade

seit dem Sommer gebessert. Besteht doch die Möglichkeit der Teilnahme an kostenlosen, sechsmonatigen Lehrgängen. Für den Regierungsbezirk Wiesbaden im Frankfurter Lessing-gymnasium; daneben noch in Darmstadt, Kassel und Gießen. Für weniger bemittelte Studenten, die keinen der Orte erreichen, steht ein Heimkursus in Oberuff bei Fritzlar (rund 20 Plätze) offen. Leider nicht für Studentinnen, die von der hessischen Höflichkeit ausgeschlossen sind. Im Gegensatz zu Nordrhein-Westfalen, das diese Höflichkeit übt. Grundsätzlich besteht jedoch die Möglichkeit, an Vorbereitungskursen teilzunehmen. So wird das Prüfungsfeber gemindert. Das Risiko der Prüfung wird auf ein erträgliches Maß herabgedrückt.

... im politischen Vakuum?

Um nichts weniger bleibt es ein Risiko! Eine Hürde, die jene umgehen, die viel länger und mehr dialektisch-materialistische Schulung erfahren haben. Würden aber politische Argumente von den Initiatoren der Prüfungen genauso gewürdigt wie die pädagogischen, wäre eine Sonderprüfung — gleich welcher Art — überhaupt nicht zu verantworten. Denn diese Prüfung stört empfindlich das Zusammengehörigkeitsgefühl und schneidet die wenigen Fäden der geistigen Verbindung durch, die von drüben noch nach hier führen. Dies in einer Zeit, in der die zweite Konferenz in Genf den Status quo einstweilen festgelegt hat. Aus dieser Besorgnis heraus kommt die Ansicht, daß eine einseitige pädagogische Lösung des gordischen Knotens „Ergänzungsprüfung“ fehl am Platz ist, daß wir uns in unseren Beschlüssen ein politisches Vakuum nicht leisten sollten. Um aus dem Dilemma herauszukommen, versuchen wir erneut eine Vermittlung:

Ein anderer Ausweg?

Aus dem Wiesbadener Gespräch ergab sich eindeutig, daß unser letzter Vorschlag („Sorgenkind Ergänzungsprüfung“ im DISKUS, Mai 1955), die Nachprüfung durch Klausuren an den Universitäten zu ersetzen, „wegen der Möglichkeit uneinheitlicher Regelungen“ nicht angenommen werden kann. Das Kultusministerium legt Wert auf eine zentrale Regelung. Von dieser Grundforderung ausgehend schlagen wir vor, a) alle Ostabiturienten, die nach dem 31. 12. 1950 die Reifeprüfung abgelegt haben, auch die, die schon mehr als ein Jahr studiert haben, vor dem Beginn ihres Studiums — neben einer schriftlichen Arbeit — zu einem Rundgespräch jeweils in Zehnergruppen zu versammeln. Als Grundlage des Gespräches schlagen wir die zur schriftlichen Arbeit gestellten Themen vor, die neben Deutsch weitere geisteswissenschaftliche Problemkreise umfassen sollen. Nur bei ungenügender schriftlicher Leistung sollte eine mündliche Einzelprüfung stattfinden. Damit würde die Prüfung wohl allen, auch die schon weit im Studium stehen, psychologisch „zumutbar“ werden, ohne sich als Abc-Schützen fühlen zu müssen. Für die „jüngeren Semester“ aber entfele das peinliche Gefühl, mit Schweiß und Geld den Sündenbock spielen zu müssen für das, was die anderen durch ein nachgewiesenes mehr an Ostbildung umgeben. Selbstverständlich läßt sich auch über diesen Vorschlag streiten. Eines ist aber sicher, logisch gesehen, ist der jetzige Zustand unmöglich. Darum unser vermittelnder Vorschlag.

Horst Helmut Kaiser



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns
gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!
FARBWERKE HOECHST AG. vormals Meister, Lucius & Brüning FRANKFURT (M) - HOECHST

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER
JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder

Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung mbH.,
Frankfurt am Main, Neue Mainzer Straße 20/21
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH., Frankfurt a. M.,
Börsenstraße 2-4
Professor Dr. phil. Richard Graf von Coudenhove-Kalergi,
Bern (Schweiz), Muristraße 82

Orient-Institut Frankfurt am Main

Einladung

zu einem Vortrag von
Dr. Kurt Reinhard

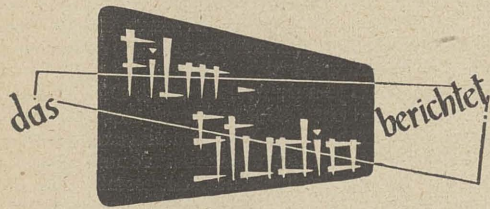
„Bauern- und Hirtenlieder Süd-Anatoliens“

Ergebnisse einer musikethnologischen Studienreise
(Mit Tonbandaufnahmen und Farbdiapositive)

am Samstag, dem 7. Januar 1956, 18 Uhr, pünktlich im
großen Hörsaal des Senckenberg-Museums.

Dauer eine Stunde.

Eintritt frei für Mitglieder der „Vereinigung von Freunden
und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main e. V.“. Interessenten, die die Vor-
träge des Orient-Instituts laufend zu besuchen wünschen,
bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Institutes, Savigny-
straße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten als-
dann zu allen Vorträgen Einladungen.



- Mittwoch, den 14. Dezember 14, 16.15, 18.30, 21 Uhr
Donnerstag, den 15. Dezember
Weg der Hoffnung
(Pietro Germi, 1951)
(Il cammino della speranza)
- Freitag, den 6. Januar 20 Uhr
Vortrag:
Tiere vor der Kamera
Heinz Sielmann (Kurzfilmregisseur)
- Dienstag, den 10. Januar 20 Uhr
Vortrag:
Der Filmproduzent zwischen Kunst und Geschäft
Hans Abich (Produzent)
- Mittwoch, den 11. Januar 14, 16.15, 18.30, 21 Uhr
Donnerstag, den 12. Januar
Andere Zeiten
(Alessandro Blasetti, 1952)
(Altri tempi)
- Mittwoch, den 18. Januar 14, 16.15, 18.30, 21 Uhr
Donnerstag, den 19. Januar
Umberto D
(Vittorio de Sica, 1951)

Studierende

erhalten die

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

als Abholabonnenten zum monatlichen

Sonderbezugspreis von DM 2,50

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und
Alleinauslieferung für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für
Universitätswissenschaften

FRANKFURT AM MAIN,
An der Bockenheimer Warte

FRANKFURTER STUDENTENSCHAFT
Frau Bock, FRANKFURT AM MAIN,
Ludwig-Rehn-Str.14, MENSA-GEBAUDE

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN
FRANKFURT AM MAIN-OBERRAD

Dipl.-Ing. Fritz Hartmann i. Fa. Maschinenfabrik Hartmann AG.,
Offenbach am Main, Dreieichring 52
Konsul Richard Binder, Frankfurt am Main, Frauenlobstraße 43
Firma Hochtief AG., vorm. Gebr. Helfmann, Frankfurt am Main,
Bockenheimer Landstraße 24
Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, MAN, Werk Gustavsburg,
Gustavsburg (Hessen)
Die Direktion der Stadtparkasse Frankfurt am Main,
Frankfurt am Main, Börsenplatz 1-5
Stadtkämmerer Dr. h. c. Georg Klingler, Frankfurt a. M., Rathaus
Dr. Fritz Traub, Referendar, Frankfurt a. M.-Rödelheim,
Niddastraße 18

Die Christliche Gesellschaft für Kultur e. V., Frankfurt am Main
lädt ein zu einem Vortrag auf Freitag, den 6. Januar 1956,
20 Uhr, Volksbildungsheim, Kleiner Saal, Eschenheimer An-
lage 40, I. Es spricht Herr Kirchenpräsident Dr. Martin Nie-
möller über das Thema „Kirche“.
Es wird ein Unkostenbeitrag von 1,- DM erhoben, für Studen-
ten Eintritt frei.

Hochschulnachrichten

Die Zahl studentischer Flüchtlinge, die aus der Sowjetzone nach der
Bundesrepublik und Westberlin kommen, ist in der letzten Zeit sprunghaft
auf das Vierfache der Zahlen des gleichen Zeitraumes im Vorjahre ange-
stiegen. Die meisten von ihnen geben die befürchtete Verpflichtung zur
vormilitärischen Ausbildung oder zum Eintritt in die Kasernierte Volkspolizei
als Grund des Verlassens der sowjetischen Besatzungszone an.

Wegen unerwünschter „Verbindungen zum Westen“ wurden zwei Studenten
der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Ost-Berlin und vier
Studenten der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Halle
exmatrikuliert. Von den erstgenannten war einer beim Besuch einer West-
Berliner Bibliothek angetroffen worden, indessen den Studenten aus Halle
vorgeworfen wurde, daß sie mit einem nach Westdeutschland geflüchteten
Kommilitonen noch in Briefwechsel standen.

Forum academicum/DISKUS

Solidaritätssammlung

Der Verband Deutscher Studentenschaften hat zu Weihnachten zu einer
Solidaritätssammlung für Professoren und Studenten in Mitteldeutschland
aufgerufen. Die Solidaritätssammlung des VDS erbrachte seit Beginn dieser
Aktion über 100 000 DM, die in Form von Büchern, Medikamenten und
Lebensmitteln an Professoren, Studenten sowie an Angehörige von Inhaf-
tierten in Mitteldeutschland verteilt wurden (VDS).

Das deutsch-japanische Institut in Kyoto soll zur Förderung der kultu-
rellen Verständigung zwischen beiden Ländern im November dieses Jahres
wieder eröffnet werden. Es wurde im Jahre 1931 in der Nähe der Universi-
tät Kyoto eingerichtet und während des Krieges geschlossen. Das Institut
plant die Herausgabe von wissenschaftlichen Büchern; außerdem sollen
regelmäßig Studientreffen abgehalten werden. (Japanese Student, Studenten-
spiegel).

15 000 Studenten wurden zum Studienjahr 1955/56 an den Universitäten
und Hochschulen der Sowjetzone neu immatrikuliert; die Gesamtzahl der
Studierenden, einschließlich Fernstudierenden und Angehörigen der Arbeiter-
und Bauern-Fakultäten, beträgt damit 87 400. Der Gesamtanteil der Arbeiter-
und Bauernkinder unter den Fachstudierenden ist auf mehr als 55 % gestiegen.
Nach offiziellen Angaben erhalten mehr als 90 % aller Studierenden ein
Stipendium (AGSF, Studentenspiegel).

Mikrofilm-Aufnahmen

PHOTOCOPIEN
PHOTODRUCKE
LICHTPAUSEN



FRANKFURT - MAIN Westendstraße 47 · Tel.: 7794 69

Über 30 Studenten, die nach 1945 aus politischen Gründen in der sowjetischen
Besatzungszone inhaftiert und verurteilt worden waren, sind in den
letzten Wochen aus Zwangsarbeitslagern der UdSSR heimgekehrt und in
der Bundesrepublik eingetroffen. Eine nicht genau bekannte Anzahl wei-
terer Studenten wurde in die Sowjetzone entlassen (AGSF, Studentenspiegel).

Gießen

Prof. Dr. Emil Tonutti, Extraordinarius für Anatomie, wurde als
Nachfolger von Prof. Dr. Ferdinand Wagenseil auf den ordentlichen Lehr-
stuhl für Anatomie berufen und zum Direktor des Anatomischen Instituts in
der Akademie für Medizinische Forschung und Fortbildung ernannt.
Prof. Dr. Thure von Uexküll, Oberarzt an der II. Medizinischen
Universitätsklinik in München, wurde als Nachfolger von Prof. Dr. Georg
Haas auf das Extraordinariat für Innere Medizin berufen und zum Direktor
der Medizinischen Poliklinik in der Akademie für Medizinische Forschung
und Fortbildung ernannt.

Prof. Dr. Hans Roemer, Ordinarius für Geburtshilfe und Gynäkologie
und Direktor der Frauenklinik in der Akademie für Medizinische Forschung
und Fortbildung, hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Tübingen
angenommen. Prof. Dr. Roemer wird seine Tätigkeit in Tübingen am
1. März 1956 aufnehmen.

Prof. Dr. Andreas Hock, apl. Professor für Physiologische Chemie
und Tierernährungslehre am Veterinär-Physiologischen Institut, hat von der
Humboldt-Universität Berlin einen Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl
für Tierernährungslehre erhalten.

Die venia legendi wurde erteilt an:
Privat-Dozent Dr. Eberhard Koch, wissenschaftlicher Assistent an der
Medizinischen und Nervenambulanz, für das Fach Innere Medizin.

Darmstadt

Am 2. Dezember 1955 übergab der seit zwei Jahren amtierende Rektor
der Darmstädter TH, Prof. Dr. Klöppel, sein Amt seinem Kollegen
Prof. Dr. Küpfmüller. Wie der scheidende Rektor in seinem Tätig-
keitsbericht ausführte, sind im letzten Bauprogramm insgesamt 6 Millionen
DM für die Neugestaltung der TH ausgegeben worden. Weitere 28 Millio-
nen DM werden noch benötigt, um die Technische Hochschule in Darm-
stadt voll auszubauen und insbesondere ein arbeitsfähiges Institut für
Atomkernforschung zu schaffen.



Gegründet: 1909

Jahrzehntelang
der Universität Frankfurt am Main
verbunden steht Ihnen immer das

Haus der Bücher

PETER NAACHER

FRANKFURT AM MAIN

Steinweg 3 (An der Hauptwache)

mit seiner

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)

Ruf: 67644 / 96641

auch für Ihre Bücherwünsche zum Fest zur Verfügung.

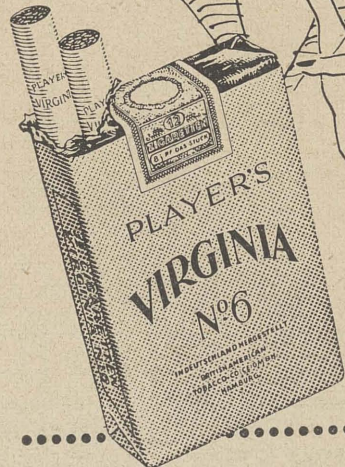
Verlangen Sie bitte unsere Studien-Kataloge.
Für die Rechts- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche
Fakultät.

rauche

staune

gute

Laune



8 1/3

eine echte Player's

Evangelische Studentengemeinde

16. 12., 19.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Adventsandacht und Aufführung des Oberuferer
Christgeburtsspiels, 20.30 Uhr, Mensa II:
Weihnachtsfeier für evangelische Studenten.
18. 12., 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Gottesdienst mit Heiligem Abendmahl.
11. 1., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Vortrag von Prof. Steck:
„Grundlagen christlicher Ethik“.
19. 12.—18. 1.: Weihnachtsferien.
15. 1., 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Gottesdienst.

Katholische Studentengemeinde

- Freitag, 16. 12. Gemeinschaftsmesse um 7.00 Uhr.
Offener Abend des Studentenpfarrers um 20.00 Uhr
„Der Wandel des Christusbildes in der Kunst“
- Sonntag, 18. 12. 8.30 Uhr Gottesdienst in der Kapelle des Studenten-
hauses.
- Skilager vom 26. 12. bis 8. 1. in Pichl an der Enns/Tauern. Preis für
volle Verpflegung, Unterkunft und Fahrt 98,- DM. Näheres am
Schwarzen Brett.
- Montag, 9. 1. Studentische Glaubensschule in der Kapelle des
Studentenhauses.
19.15 Uhr Prof. Dr. O. v. Nell-Breuning: Moral I.
20.15 Uhr Prof. Dr. Semmelroth: Dogmatik II.
- Mittwoch, 11. 1. 20.00 Uhr Medizinerkreis: Was hält die Medizin
vom Menschen. Referent: Dr. Frühauf.
- Freitag, 13. 1. Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen
Clubraum 20.00 Uhr: Christliche Eheprobleme in zeitgenössischen
Romanen. Referent: Dr. Beyer.

Selbstverwaltung mit dem Pinsel

Viele Studenten wissen sicherlich noch nicht, daß die frank-
furter Studentenschaft in Oberreifenberg im Hochtaunus ein
Landheim verwaltet und benutzen darf.

Es wurde vor einigen Jahren von Prof. Dr. H. Dänzer gebaut
und der Studentenschaft für Tagungen, Wanderungen, Seminar-
veranstaltungen usw. überlassen.

Bis jetzt war die vom Asta übernommene Ausstattung der
Räume nicht befriedigend und das Heizen der Räume äußerst
beschwerlich. Aber im Winter z. B. ist das Heim wegen seiner
günstigen Lage als ideale Skihütte — eine Gelegenheit, die ge-
nutzt werden sollte!

Der jetzige Asta ist entschlossen, diesen unbefriedigenden
Zwischenzustand zu beenden. Er wird dafür sorgen, daß das
Landheim bis zum Beginn der Weihnachtsferien benutzbar und
wohnlich wird.

Prof. Dänzer hat in diesem Herbst aus eigenen Mitteln einen
Vorbau erstellt, in dem im Winter vor allem die Skier bequem
Platz finden werden. Nachdem schon früher die Freunde und
Förderer unserer Universität, außerdem einzelne Firmen viel zur
Ausgestaltung des Heims getan haben, wollen nun Asta und
Parlament in freiwilliger Selbsthilfe das noch Nötige leisten. Der
Asta wird, bewaffnet mit Pinsel, Farbpfropf und Tapetenrolle die
geplanten Innenarbeiten selbst vornehmen, um Arbeitslöhne ein-
zusparen. In Selbsthilfe werden auch die noch fehlenden Vor-
hänge zugeschnitten, genäht und aufgehängt werden. Zwar hat
Magnifizenz in der Beschaffung dringend nötiger Gelder seine
freundliche Unterstützung zugesagt, doch gilt es, bei den hohen
Materialkosten zu sparen. Wenn dann auch das Studentenwerk
im Interesse des gesundheitsförderlichen Wintersports dem Pro-
jekt Oberreifenberg seine Unterstützung gewährt, sind die
größten Schwierigkeiten überwunden.

Sache der Kolleginnen und Kollegen wird er dann sein, das
Heim in fröhlicher Kameradschaft rege zu benutzen und mit der
Übernachtungsgebühr von —,50 DM wenigstens teilweise die
laufenden Unkosten zu decken.

Einzelheiten über die Benutzung sind in der 2. Dezemberhälfte
beim Asta zu erfragen. Winfried Schneeweiß

Die Übersicht über die Prüfungsordnungen aller
Fakultäten der Hessischen Universitäten wird in
der Januar-Ausgabe des DISKUS fortgesetzt.

Aus der Arbeit des Asta

Der DISKUS veröffentlicht hier auszugsweise den Kassenbericht des Asta für das Sommersemester 1955, der von dessen Vorsitzenden Dieter Sauer vor kurzem dem Studentenparlament zur Stellungnahme zugeleitet wurde. Der Nachtrag zu den Erläuterungen des Kassenberichts und die Schlußbetrachtung wurden von der Redaktion des DISKUS eingefügt.

| Kassen-Abschlußbericht Sommer-Semester 1955 | | | |
|---|-----------|-----------|---------------|
| Einnahmen: | Soll | Ist | |
| Semesterbeitrag | 13 000,— | 14 094,— | |
| + Gehaltsrückstellung aus WS 54/55 | 840,25 | 840,25 | |
| | 13 840,25 | 14 934,25 | |
| Ausgaben: | | | Differenz |
| 1. Beiträge VDS/LV | 2 810,— | 3 044,68 | — 234,68 |
| 2. Gehälter | 5 940,25 | 5 960,47 | — 20,22 |
| 3. Sonstige Löhne | 150,— | 94,90 | 55,10 |
| 4. Telefon | 500,— | 509,91 | — 9,91 |
| 5. Porto | 200,— | 190,69 | 9,31 |
| 6. Reisekosten/Spesen | 1 000,— | 775,46 | 224,54 |
| 7. Sozialfonds | 300,— | 271,54 | 28,46 |
| 8. Kulturfonds | 50,— | 49,— | 1,— |
| 9. Ausland/Europa | 450,— | 398,16 | 51,83 |
| 10. Betr. Gaststudenten | 450,— | 319,68 | 130,32 |
| 11. Allg. Verw.-Kosten | 540,— | 439,19 | 100,81 |
| 12. Sonderkosten | 400,— | 704,48 | — 304,48 |
| 13. Aufwandsentschäd. | 450,— | 450,— | — |
| 14. Oberreifenberg | 300,— | 317,72 | — 17,72 |
| 15. Rückl. VW-Bus-AStA | 300,— | 300,— | — |
| | 13 840,25 | 13 826,19 | 601,07 587,01 |

WAGNER berät Sie gern in allen Fotofragen
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 77 1657

Errechnung des Überschusses:

| | |
|----------------------------------|------------------|
| Einnahmen: | DM 14 934,25 |
| Ausgaben: | DM 13 826,19 |
| Rückstellung für Auslandsreferat | DM 1 108,06 |
| Überschuß SS 55 | DM 988,06 |

Bemerkungen zum Kassenbericht:

Einnahmen:
Aus Gründen der Vorsicht wurde nur mit 6500 Studenten gerechnet. Bei der Aufstellung des Haushaltsplanes wurde vergessen, die Rückstellung für Gehälter Monat April aus Winter-Semester 54/55 aufzunehmen. Dies ist bei vorliegendem Abschlußbericht geschehen.

Ausgaben:

Zu 1. Die Beiträge für den Verband Deutscher Studentenschaften und den Landesverband Hessen waren für 6500 Studenten berechnet worden. Tatsächlich waren 7047 Studierende, die den Semesterbeitrag zahlten, eingeschrieben, so daß sich die Beiträge proportional den Mehreinnahmen erhöhten.

Aufschlüsselung der Beiträge:

| | |
|--------------------------------|------------|
| VDS: 300 Studenten à DM 0,34 = | DM 102,— |
| 700 Studenten à DM 0,36 = | DM 252,— |
| 2000 Studenten à DM 0,38 = | DM 760,— |
| 4047 Studenten à DM 0,39 = | DM 1578,33 |

7047 Studenten DM 2692,33

LVB: 7047 Studenten à DM 0,05 = DM 352,35

Zu 2. Die Überziehung des Kontos erklärt sich daraus, daß eine Gehaltsnachzahlung aus dem SS 54 in den Abschluß aufgenommen wurde. Der Betrag von 78,75 DM wurde im SS 54 ausgezahlt, war aber im Abschlußbericht nicht aufgeführt worden.

Zu 4. Die Überziehung erklärt sich aus der Nachzahlung von Telefonkosten der Med. Fachschaft für die Monate Jan., Febr. und März in Höhe von 45,— DM

Zu 8. Die Ausgaben entstanden bei der Veranstaltung des Schweigemarsches.

Zu 10. Das Konto weist einen Überschuß von 130,32 DM aus, Davon werden aber noch 120,— DM vom Ausl. Referat für die Veranstaltung eines Ausländerabends aufgebraucht werden. Daher wurde eine Rückstellung vorgenommen.

Zu 12. Neben den üblichen Kosten (Wahlen, Kontinuitätstagung usw.) in Höhe von 323,10 DM entstanden zusätzliche Kosten durch die Betreuung der Gäste aus Halle und durch Telegramme, die anlässlich der Genfer Konferenz an die Regierungschefs der 4 Großmächte geschickt wurde.

Zu 14. Im Laufe des Semesters wurden einige größere Reparaturen durchgeführt. Außerdem wurden 12 qm Kunststoffbelag angeschafft, deren Verlegung in den kommenden Wochen erfolgt.

Bisheriger Stand der Universitätsfest-Abrechnung:

| | |
|--------------------|--------------|
| Gesamteinnahmen | DM 14 508,95 |
| bisherige Ausgaben | DM 14 633,75 |
| Defizit | DM 126,80 |

Dieses Defizit wurde dem Semester-Überschußkonto belastet. Es ist möglich, daß an die Stadtverwaltung Heidelberg noch 171,35 DM gezahlt werden müssen. Die Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen.

Zur Orientierung der mit den Finanzgeschäften des Asta nicht vertrauten Kommilitonen sei hier noch folgendes vermerkt: Einzige Einnahmequelle der Studentischen Selbstverwaltung sind die Beiträge, die jeder Immatrikulierte bei der Bezahlung seiner Semestergebühren entrichtet (zur Zeit 2,— DM). Die verhältnismäßig hohen Beträge, die der Asta für Gehälter ausgibt, dienen zur Bezahlung der Geschäftsführerin des Asta und einer (halb-tätig beschäftigten) Sekretärin. Die Entschädigungen der 3 Asta-Vorsitzenden (25,— DM pro Person und Monat) sind in diesem Posten nicht enthalten, sondern unter lfd. Nr. 13 getrennt bilanziert.

Die unter lfd. Nr. 15 verbuchten Rücklagen für den VW-Bus der Studentenschaft sind schließlich nichts anderes als eine Abschreibung. Sie sollen zur Anschaffung eines neuen Busses Verwendung finden, wenn der — ursprünglich geschenkte, inzwischen aber schon einmal erneuerte — Bus wiederum durch einen neuen ersetzt werden muß. Das Defizit des Universitätsfestes ist etwas größer als hier angegeben: Inzwischen mußte nämlich noch eine Nachzahlung von 171,35 DM an die Stadt. Steuerkasse in Heidelberg überwiesen werden.

Bericht zur allgemeinen Finanzlage.

Zu Ende des SS 55 standen der Studentischen Selbstverwaltung zur Verfügung:

| | |
|--|-----------|
| 1. Kassenbestand | DM 748,39 |
| 2. Bank-Guthaben | 1 383,37 |
| 3. Postscheck-Guthaben | 4 246,95 |
| 4. Forderung an Universität (VW-38) | 607,82 |
| 5. Forderung an Bus-Kasse | 900,— |
| 6. Festkonto/Gema-Gebührenausschüttung | 92,— |
| | 7 978,53 |

Der Betrag gliedert sich folgendermaßen auf:

| | |
|--|-----------|
| 1. Restguthaben von Chor/Orchester aus SS 55 | DM 204,75 |
| 2. Restguthaben der Studio-Bühne aus SS 55 | 704,75 |
| 3. Guthaben des Studienberater-Fonds | 2 537,23 |

Die diesjährige Jahreskonferenz des World University Service (WUS) Deutsches Komitee e. V. in München befaßte sich sowohl in seinem Seminar als auch in seiner Hauptversammlung mit dem Problem der Exilstudenten in Deutschland. Die Exilstudenten waren quantitativ wie qualitativ stark vertreten, und so blieb auch die langerwartete Präzisierung der Standpunkte nicht aus.

Zur Zeit leben etwa 1300 Exilstudenten in der Bundesrepublik und Westberlin. 400 davon sind immatrikuliert, 200 promovieren ohne eingeschrieben zu sein, 300 schreiben sich als Werkstudenten nur zeitweise ein und 400 leben entweder in Sanatorien oder haben das Studium abgebrochen. Ihr Durchschnittsalter liegt mit etwa 30 Jahren erheblich über dem deutschen Schnitt. Die Exilstudenten stammen aus allen Ländern hinter dem Eisernen Vorhang und sind in Nationalverbänden und Lokalgruppen organisiert. Diese wiederum haben sich in der Arbeitsgemeinschaft der Exilstudentenverbände in Deutschland (AdE) locker zusammengeschlossen.

Was wird nun zur Zeit in der Bundesrepublik für die Exilstudenten getan? Die Beantwortung dieser Frage ist deshalb so schwierig, weil die Heterogenität der Zusammensetzung der Exilstudentenschaft allgemeine Maßnahmen erschwert.

Die Exilstudenten genießen Asylrecht nach Artikel 16 des Grundgesetzes. Daraus lassen sich aber keine weiteren Rechte ableiten. Vielmehr gibt die „Genfer Konvention über die Rechtsstellung der nichtdeutschen Flüchtlinge“ (nicht „Exilstudenten“) von 1951 jenem Personenkreis die gleiche Rechtsstellung wie einem deutschen Staatsbürger, sofern der Flüchtling schon vor dem 30. Juni 1950 in der Bundesrepublik seinen Wohnsitz hatte, und die gleiche Rechtsstellung wie einem Ausländer, wenn er nach jenem Stichtag immigrierte. Praktisch werden die Exilstudenten hinsichtlich ihrer Studien und Berufsausübung wie Ausländer behandelt. Ihre in der Heimat abgelegten Examen werden je nach Lage angerechnet. Exilstudenten konnten bisher wie Verfolgte des Nationalsozialistischen Regimes aus Lastenausgleichsmitteln eine Ausbildungshilfe erhalten, die in Dauer und Höhe unbegrenzt war. Seit kurzem sind jedoch die Exilstudenten auf das Bundesentschädigungsgesetz angewiesen. Ansprüche hieraus lassen sich aber nur aus Schäden geltend machen, die in Deutschland bis zum 31. 12. 37 eingetreten sind. Hier lassen sich daher die Exilstudenten nicht einordnen. Auch die Geltendmachung von Ansprüchen aus dem Kriegsfolgengesetz leidet daran, daß die Exilstudenten meist die strengen Voraussetzungen dieses Gesetzes nicht erfüllen. Im Augenblick sind die Exilstudenten, was die gesetzlichen Regelungen anlangt, schlechter gestellt denn je. Vom Sozialamt des deutschen Bundesstudentenringes werden die Exilstudenten wie Flüchtlingsstudenten aus der DDR behandelt. Die hieraus fließende finanzielle Unterstützung endet jedoch nach einem Jahr. Daneben werden den Exilstudenten in Form von Stipendien vom Hohen Kommissar der Vereinten Nationen für Flüchtlinge geholfen. Hier schaltet sich auf Bundes-

| | |
|--|----------|
| 4. Rückstellung für Auslandsreferat | 210,— |
| 5. Guthaben des Semester-Überschußkontos nach Zuführung des Überschusses des SS 55 | 4 411,80 |
| | 7 978,53 |

| Entwicklung des Semester-Überschußkontos: | | |
|--|-------------|----------|
| Guthaben zu Beginn des Sommer-Semesters 1955 | DM 5 668,99 | |
| + Vergleichszahlung GEMA | DM 1 000,— | |
| - Kauf von 2 Olympia-Reisemaschinen | 618,45 | |
| - Vom Parl. genehmigter Halle-Zuschuß | 500,— | |
| - Defizit Univ.-Fest | 126,80 | 2 245,25 |
| | | 3 423,74 |
| + Überschuß aus SS 55 | | 988,06 |
| | | 4 411,80 |

Die hier im Bericht erwähnten Zahlungen des Asta an die Gema beruhen auf Gebührenforderungen dieser Gesellschaft, die durch Abspielen von Grammophonplatten des Asta bei Tanzveranstaltungen entstanden sind. Der kürzlich mit der Gema abgeschlossene Vertrag berechtigt den Asta, eine Reihe von Tanzvergügen mit Schallplattenmusik zu einem verhältnismäßig günstigen Pauschalsatz durchzuführen.

Der Asta hat Verhandlungen mit den Frankfurter Filmtheatern aufgenommen, um generelle Preisvergünstigungen für Studenten zu erwirken. K.

Exilstudenten in Deutschland

ebene der WUS ein, dessen Arbeit von den Exilstudenten jedoch heftig kritisiert wurde.

Wie stellen sich die Exilstudenten die Lösung unseres gemeinsamen Problems vor? Rein psychologisch wollen sie, wie sie es ausdrücken, vom Objekt zum Subjekt werden, sie wollen in ihren Angelegenheiten mitbestimmen, sie wollen Förderung statt Betreuung, Materiell würden es die Exilstudenten gerne sehen, wenn die Sorge um sie offiziellen Stellen wie dem VDS und dem VdSt übergeben würde. Sie versprechen sich davon eine wirksamere Hilfe, weil sie glauben, daß es dem VDS und dem VdSt wegen ihrer größeren Befugnisse eher gelänge, auf dem Wege des Kontakts mit Regierungsstellen eine Lösung des Exilstudentenproblems im Rahmen einer allgemeinen gesetzlichen Regelung herbeizuführen. Der WUS hingegen als halbprivate Organisation müsse schon aus Prestige Gründen so tun als ob seine Exilstudentenbetreuung, die sich ja immer nur auf Einzelpersonen bezieht, nur Erfolge aufzuweisen habe. Dies könne bei offiziellen Stellen den falschen Eindruck erwecken, als sei die Exilstudentenfrage auf dem besten Wege zu einer endgültigen guten Lösung. Weiterhin wünschen die Exilstudenten eine liberalere Auslegung des Kriegsfolgengesetzes, dergestalt, daß die bloße Tatsache, Exilstudent zu sein, schon einen Anspruch begründet. Selbstverständlich wird auch eine Zentralisierung der Fonds angeregt. Das Endziel aller Bemühungen ist die Gleichstellung mit den deutschen Studenten (ohne die deutsche Staatsbürgerschaft zu erwerben, wie sie 1953 von der 3. Internationalen Studentenkongress in Kopenhagen gefordert wurde). Die Aktivität des WUS sollte sich auf den „Moral support“ beschränken.

Der Standpunkt der Vertreter deutscher Studentenorganisationen und des Bundesvertriebenministeriums läßt sich wie folgt präzisieren: Eine gesetzliche Regelung ist auf Grund der kleinen Zahl der Betroffenen von vornherein abzulehnen. Eine Lösung der finanziellen Fragen kann nur im Rahmen einer allgemeinen Lösung, d. h. einer Lösung, die die ganze deutsche Studentenschaft umfaßt, erfolgen. Die Exilstudenten teilen eben die Not der deutschen Studenten. Daher ist auch die Forderung auf Gleichstellung irrelevant, weil Gleichstellung doch nur Armutspartizipation bedeutete (wenn auch die Lage eines völlig entwurzelten, die Sprache nicht beherrschenden Exilstudenten ceteris paribus immer schlechter ist als die eines vergleichbaren deutschen Studenten). Vergleiche mit der besseren Lage der Exilstudenten in anderen europäischen Ländern sind insofern nicht immer zutreffend, als jene Länder nur eine Quote von Exilstudenten aufnehmen, die genau den zur Verfügung stehenden Mitteln entspricht, während die Bundesrepublik schon wegen ihrer geographischen Lage ohne Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden Mittel politische Flüchtlinge aufnehmen muß. Außerdem sollten die Ansprüche der Exilstudenten auch unter dem Gesichtswinkel gesehen werden, daß es sich hier um Opfer des Kalten Krieges handelt, an dem Deutschland keine direkte Schuld trägt. Deshalb müsse man überlegen, warum nicht die Großmächte helfend eingreifen sollten, die doch die Akteure des Kalten Krieges sind, zwar die gesunden Exilierten emigrieren lassen, die Kranken aber der Wohlfahrt der Bundesrepublik überliefern. Man denkt hier an einen gewissen internationalen Ausgleich.

Experten berechneten, daß die Lösung der Exilstudentenfrage die Summe von 1,2 Mio DM erfordert. Mit diesem Betrag könnte man allen in der Bundesrepublik lebenden Exilstudenten das Studium bis zum Ende finanzieren. Alle neu Hinzukommenden könnte man analog der Regelung für Flüchtlingsstudenten aus der DDR behandeln. Diese Lösung ist aber nicht möglich, weil die rechtlichen Tatbestände der Exilstudentenfrage nicht in die bestehenden Rechtsnormen eingefügt werden können. Man wird also auf eine allgemeine Regelung warten müssen. In der Zwischenzeit wird die Zahl der Exilstudenten immer geringer, das Problem löst sich selbst. Unter diesen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Exilstudenten der Hochkonjunktur und Kassenüberschüsse eingedenk ob unserer Kleinlichkeit, verärgert sind. Sie ärgern sich auch, wenn man dem AdE das nicht unbegründete Recht zur Mitentscheidung in Exilstudentenfragen wegen irgendwelcher formaler Satzungsfragen vorenthält, so wie es der WUS jetzt getan hat. Man sollte den Willen zur Mitarbeit, auch wenn man ihn bezweifelt, doch wenigstens auf die Probe stellen. Friedrich Zölls

Mouson Lavendel
Mit der Postkutsche

Jeder Tropfen eine köstliche Erfrischung

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

Strichätzungen
Farbätzungen
Autotypien
Galvanos
Rotaprintfolien
Matern - Stereos

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN
Inhaber Dr. H. Bergmann
Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 9 36 33 u. 9 52 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten
Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Medizin, Technik,
Naturwissenschaften

Christmas in America

by Frances Bartlett Kinne

Christmas in America is, as perhaps nowhere else in the world, a combination of many types of celebrations. This is a natural thing, of course, since the immigrants from every country in the world, brought with them the customs they had observed in their homelands. In their adopted country these customs and traditions fused with one another and now present an interesting pattern of celebrations across the entire United States.

Since Christmas is the celebration of the birthday of the Christ-Child, one whose contribution to each individual was his message of love, it is natural that the season of Christmas in the United States is one of "giving", of fellowship and brotherhood among all people. The jubilant bells of Christmas ring out this message of good-will in every town and city in the United States.

The story of the birth of Jesus as told in St. Luke in the Bible is a familiar one to every American child, for not only is it told and re-told in the many churches across the country, but it is also heard in schools, on radio and television. It is referred to as "The Greatest Story Ever Told".

One of the observances of Christmas in America includes the presence of a fictitious, jolly, plump, rosy-cheeked, old gentleman called "Santa Claus". This popular, Christmas character rides through the sky on Christmas Eve with his reindeer and sleigh from his home at the North Pole. Distance holds no reality as he encircles the globe carrying gifts to every well-behaved child. Of course, Santa Claus is enacted by thousands who don the red uniform and white whiskers and appear in department stores, homes, etc. giving gifts or speaking with children. Many cities employ men to act as Santa Claus during the season, and these men arriving in various types of transportation, present candy and fruit to the children of the towns. It is interesting to note that in recent years "Santa" has often arrived via helicopter or airplane; however, most small children still believe that he travels with his reindeer on Christmas Eve, comes down the chimney of the house and fills the stockings (hanging on the mantle) with toys and gifts, fruit, etc.

An interesting newspaper editorial written in 1897 in THE NEW YORK SUN has since become very famous in America and is reprinted each year in many newspapers and books. The editorial, a classic expression of Christmas sentiment, was written in answer to a letter sent to the newspaper by a little girl. The following is as it appeared in the newspaper on September 21, 1897.

We take pleasure in answering at once and thus prominently the communication below, expressing at the same time our great gratification that its faithful author is numbered among the friends of "THE SUN":

Dear editor: I am eight years old. Some of my little friends say there is no Santa Claus.

Papa says "If you see it in 'The Sun' it's so".

Please tell me the truth; is there a Santa Claus?

Virginia O'Hanlon

Virginia, your little friends are wrong. They have been affected by the scepticism of a sceptical age. They do not believe except they see. They think that nothing can be which is not comprehensible by their little minds. All minds, Virginia, whether they be men's or children's, are little. In this great universe of ours man is a mere insect, an ant, in his intellect, as compared with the boundless world about him, as measured by the intelligence capable of grasping the whole of truth and knowledge.

Yes, Virginia, there is a Santa Claus. He exists as certainly as love and generosity and devotion exist, and you know, that they abound and give to your life its highest beauty and joy. Alas! how dreary would be the world if there were no Santa Claus! It would be as dreary as if there were no Virginias. There would be no child like faith then, no poetry, no romance to make tolerable this existence. We should have no enjoyment, except in sense and sight. The eternal light with which childhood fills the world would be extinguished.

Not believe in Santa Claus! You might believe not in fairies! You might get your papa to hire men to watch in all

the chimneys on Christmas Eve to catch Santa Claus, but even if they did not see Santa Claus coming down, what would that prove? Nobody sees Santa Claus, but that is no sign that there is no Santa Claus. The most real things in the world are those that neither children nor men can see. Did you ever see fairies dancing on the lawn? Of course not, but that's no proof that they are not there. Nobody can conceive or imagine all the wonders there are unseen and unseeable in the world.

You may tear apart the baby's rattle and see what makes the noise inside, but there is a veil covering the unseen world which not the strongest man, not even the united strength of all the strongest men that ever lived, could tear apart. Only faith, fancy, love, poetry, romance, can push aside that curtain and view and picture the supernal beauty and glory beyond. Is it all real? Ah, Virginia, in all this world there is nothing else real and abiding.

No Santa Claus! Thank God! he lives, and he lives forever. A thousand years from now, Virginia, nay, ten times ten thousand years from now he will continue to make glad the heart of childhood.

The Christmas Tree, an evergreen, is one of the main universal symbols of the holiday season, and it is believed to have been instigated in America by German immigrants; at any rate, in every community at Christmas, the Christmas Tree is decorated with tinsel, shining balls and twinkling lights, in a familiar sight. Most American families have at least one lighted tree, and many of them have several inside and outside the house. Also, of late years, it has become the custom to decorate live trees in the yards of the houses of community, in addition to lighted scenes of either a religious or secular nature.

Many cities have a community tree, a tremendous evergreen in a central location of the community. This year President Eisenhower will press a button Sunday, December 18, at 5 p. m., and thus light up the giant, national Christmas tree in Washington, a symbol of the desire for peace. The tree will be a 65 foot spruce from South Dakota and will be illuminated by 8000 lights. As these lights go on, so will many more across the entire nation. The national community tree will stand in the park between the White House and the Washington Monument. This is near the Pathway of Peace where all foreign nations, the 48 states of the United States and territories have been invited to place Christmas trees; or in case of non-Christian nations, traditional symbols of brotherhood and peace.

The Mistletoe is also a tradition in America, though not in as widespread use as the Christmas Tree. Folklorists from both Scandinavia and England claim their countries to be the origin of the custom of hanging the Mistletoe at Christmas. The plant which grows on trees is cut and hung at various locations in one's home, and tradition says that when a lady steps under the Mistletoe it is an invitation to be kissed.

Less frequently observed is the custom of the Yule Log. On Christmas Eve the oak log is burned in the fireplace and carols are sung as the Yule Log burns.

Radio and television play important and dominant roles in the observance of the holiday season. The various networks on both means of communication compete for the public's attention, and consequently, the quality of the programs at Christmas is superb. The rendition of Christmas carols and the production of elaborate Christmas pageants and plays, symphonic and choral concerts, all are an integral part of the radio and television programs during the Yuletide season.

There are countless other customs popular in various sections of the country, sometime derived from centuries of observance in other countries, sometimes indigenous to a community in itself. Whatever the state or section of the broad country of America, there is no question that Christmas in the narrow circle of one's own life means a warm appreciation for family and friends, a sincere wish to help others less fortunate, and in a broadened perimeter, a compelling desire for a harmonious world on the birthday of the Prince of Peace.

Massenweihnacht

Von Ursula Aarburg

Ein Bestandteil der modernen Welt ist die organisierte und ideologisch ausgerichtete Masse. Organisierte Masse und Ideologie sind nicht zu trennen. Masse an sich ist bloße Quantität, verdammt zum Vegetieren, verdammt zur Wirkungslosigkeit. Erst durch konkrete und ideologische Organisation wird aus amorpher Quantität Qualität, wird aus Masse ein Kollektiv, eine Partei, eine „Bewegung“, deren gerichtete Stoßkraft die Welt zu erschüttern vermag.

Alles, was in diesem umstürzlerischen Zeitalter nach Emanzipierung drängte: Untertanen, Völker, Frauen, Jugend, Proletarier, griff begierig nach Ideologien, die das Heil dieser Welt anboten. Welchen Namen dieses vorgestellte Heil auch trug — FREIHEIT, SOLIDARITÄT, FRIEDEN, GLEICHHEIT, GERECHTIGKEIT —, immer war es der Leitstern, der Erlösung aus Dumpfheit, Angst und Gebundenheit zusicherte. Mochten die verschiedenen Massengruppierungen sich untereinander noch so grimmig befehlen — ihre ideologische Übereinstimmung blieb im Kern davon unberührt. Kern aber ist der Erlösungsgedanke, erwachsen aus der tragischen Situation des Massenmenschen, der, verurteilt zur geistigen Stummheit, Befangenheit und Unzulänglichkeit, ewig ungekrönt bleibt vom Adel eines lichteren, bewußteren Menschentums. Der Griff nach einer Ideologie, die Erlösung verspricht, kommt immer aus der Sphäre tief und lange eingegrabenen Ressentiments und Protestes gegen eingebilddete oder wirkliche Entrechtung, Knechtung und Ausbeutung. So verkündet jede Ideologie eine bessere Welt in greifbarer Zukunft, eine Restauration des Paradieses.

Der grundlegende und durchaus tragische Irrtum aber ist, daß die Ideologien einem Phantom verfallen sind, indem sie die Befreiung aus dem Daseinselend gleichsetzen mit der endgültigen Erlösung des Menschen. Dies ist der Punkt, da sie in einem entscheidenden Gegensatz zur christlichen Lehre stehen, die, was die letztliche Unzulänglichkeit des Menschen anlangt, weitaus realistischer denkt als jede Ideologie.

Die konkrete und ideologische Organisation der Massen besorgen die Massenfürher. Ohne sie würde die Masse so gleich wieder in wirkungsunmächtige Partikelchen zerbröckeln. Organisation und Ideologie sind die Zugseile, die den schwerfälligen Haufen seinem Heile entgegenzerrten. Keine Organisation ohne Ideologie, keine Ideologie ohne Organisation; eines muß das andere scharf durchdringen, um volle Wirksamkeit zu behalten. So gerät der Massenmensch in eine neue Abhängigkeit: er ist den Agitatoren, die er selbst wählte, ausgeliefert, da diese ein existentielles Interesse daran haben, die Masse in zielstrebigere Bewegung zu erhalten. Der Massenmensch wird zwangsläufig das Opfer agitatorischer Spekulation und bleibt — wie zuvor — Spielball heterogener Interessen.

Charakteristisch für eine ideologisierte Massenbewegung ist außer der diesseitsbezogenen Heilsverkündung das Programm. Die Erfüllung des rational streng durchdachten Programms soll die Erlangung des Heils garantieren. Das Programm ist der Reisberg, der dem Schlaraffenland vorgelagert ist. Das Schlaraffenland aber fungiert als Magnet, der alle Kräfte ausrichtet und mächtig anzieht, der die Erfüllung des Programms vorantreibt und in der Finsternis des Reisberges vor Verirrungen schützt. So singt die deutsche Jugend in der Ostzone:

*Du hast ja ein Ziel vor Augen,
damit du in der Welt dich nicht irrst.*

Gewinnt eine Massenbewegung totalitäre Macht — und dies ist immer ihr Ziel —, so entsteht die Notwendigkeit, Menschen in ihre Reihen zu zwingen, die nicht der zentralen Massengruppierung angehören. Wo Masse regiert, duldet sie nur ihresgleichen. Ihr Anliegen ist, einen bestimmten Menschentyp zu züchten, denn erst die absolute „Gleichschaltung“ garantiert den Erfolg. Dies Maschinenwort ist charakteristisch für die Entwertung des Menschentums zum „Menschenmaterial“. „Gleichschaltung“ erst ist die rechte Ausgangsbasis für die gleichgerichtete Sturmbewegung auf ein gleichgerichtetes Ziel. Die verschiedenen Ideologien besingen diesen Prozeß in lapidaren Worten.

Im kommunistischen Weltjugendlid heißt es:

*Und hast du dich einmal entschlossen,
dann darfst du nicht mehr rückwärts gehn,
dann müssen wir alle in Frieden und in Freundschaft
zusammenstehn*

Denn wir brauchen dich . . .

(Die folgende Beispiele sind sämtlich der am Ende dieses Artikels zusammengestellten Literatur entnommen.)

*Wir streiten rot dem Lichte zu,
wir streiten für ein endlich Du,
wir streiten klar im Fackelschein,
wir streiten für das letzte Sein!
wir streiten!
wir streiten!*

*Auf Brüder! Wir sind Geist und Kraft,
wir schwingen hoch den Fahnnenschaft!
Der Sieg bleibt doch dem Banner rot,
der Menschheit leuchtend Morgenrot!
Wir streiten!
Wir schreiten!*

(16)⁹⁾

*Wenn die Stürme Leben wecken, hebt im Land ein Singen an,
und das Lied soll alle schrecken, die der Winter hält im Bann.*

*Fort mit allen, die noch klagen,
die mit uns den Marsch nicht wagen;
fort mit jedem schwachen Knecht,
nur wer stürmt hat Lebensrecht.*

(108)¹⁾

Scheitert die Bewegung, so ist nicht die Zielsetzung schuld, sondern der Anteil widerspenstiger Partikelchen, die sich der Gleichschaltung widersetzen und nicht „mitmachen“, die die Bewegung „sabotierten“. Sie müssen um jeden Preis gefügig gemacht oder liquidiert werden.

Die Methoden der ideologischen Massenausrichtung mögen inhaltlich noch so verschieden geartet sein — im Prinzipiellen und Formalen zeigen sie keine Unterschiede. Ideologische Propaganda, zusammengesetzt aus Werbung und Hetze, sorgt für die erforderliche Dauertropfinfusion der geistigen Inhalte; einerseits für die laufende Verkündung der ideologischen Ziele, andererseits für die kräftige Diskriminierung aller als schwarz erkannten Böcke, die der Massenbewegung bei ihrem Sturm zum Heil im Wege stehen. Die ausgewählten Mittel sind schlagkräftig, einleuchtend, robust, sie werden unter der Voraussicht angewandt, daß schwarz und weiß immer noch am ehesten voneinander unterschieden werden können. Charakteristisch für ideologische Werbung ist, daß sie gemacht wird. Sie wächst nicht, sondern wird messerscharf geplant und synthetisch erzeugt, wonach sie auf den bereiten Boden von tausend Lautsprechern, Bildschirmen, Projektionswänden und Druckstöcken fällt.

Die propagandistische Grundmethode wird im totalitären Bereich noch durch einige Tricks angereichert. So wird entweder durch geschickt ausgelegte Lockspeisen (Rosinen im Reisberg) das geködert, was man braucht: Soldaten, Intellektuelle, Frauen, Künstler, Jugend, oder durch sorgfältig eingebaute Pistolen verhindert, daß die gehorsam durch die Programm Erfüllung sich durchfressende Masse in eine falsche Richtung gerät.

*

Das Weihnachtsfest ist allen Konfessionen und ebenso allen Ideologien eine Zeit gesteigerten Bekennens. Die Durchtränkung vor allem des totalitär gelenkten Lebens mit Ideologie, Programm und Propaganda macht auch vor diesem Fest nicht halt — im Gegenteil: das Weihnachtsfest ist bevorzugtes Objekt ideologischen Kalküls, denn hier erreicht man die Menschen verhältnismäßig leicht. Vergleicht man die Weihnachtsfeiern verschiedener Ideologien miteinander, so läßt sich die prinzipielle Übereinstimmung ihrer Grundhaltung leicht feststellen. Wir ziehen im folgenden drei Beispiele heran, die nur drei — allerdings charakteristischen — Publikationen entnommen sind. Die Titel finden sich in der Anmerkung. Es handelt sich einmal um die Anweisungen für die Ausgestaltung eines nationalsozialistischen „Lichtfestes“, zum andern um ein Programm für sowjetische Kinderweih-

nacht in der DDR und schließlich um Vorschläge für die Weihnachtsfeiern eines westdeutschen Jugendbundes. Jede Sinnentstellung durch Textkürzung ist sorgfältig vermieden.

Lichtfest der deutschen Seele¹⁾

Das Wort umreißt den geistigen Gehalt nationalsozialistischer Weihnacht. Das Fest soll „seines wahren Sinnes gemäß in deutscher Innerlichkeit“ begangen werden. Es soll „der Enge konfessioneller Lehren enthoben“ werden:

Fremde Lehren und fremde Mächte hatten die Herrschaft über die deutschen Seelen angetreten.

Viele Generationen haben in der Ferne gesucht, was nur in der eigenen Heimat zu finden ist.

Nach langer Irrfahrt kehrt unser Volk heim.

Die Heimkehrer bringen das Erbe der vergangenen Generationen mit. (3)

Es ist klar, daß für die Gestaltung unserer Feiern nicht jene Formen Geltung behalten können, die in einer Zeit der volklichen und weltanschaulichen Überfremdung entwickelt wurden... Die Formen und Feierinhalte, die wir brauchen, müssen den Erkenntnissen und Erfordernissen unserer Zeit entsprechen... (35) Wenn wir heute zur Entkonfessionalisierung des weihnachtlichen Brauchtums schreiten, dann ist das nichts anderes als die Wiederinbesitznahme unseres Eigentums. (42)

Entkonfessionalisierung

Es ist nun interessant, zuzusehen, wie diese „Entkonfessionalisierung“, die durchaus folgerichtig ins nationalsozialistische Programm gehört, betrieben wird.

Was uns heute als kirchliches Brauchtum, als christlicher Geist und Kultur erscheint, das ist meist ältestes Volksgut und Ausdruck unserer eigensten Rassenseele. (13)

Gerade das, ... was uns lieb und wert ist am Weihnachtsfest... ist nicht kirchlichen, sondern völkischen Ursprungs... Wir haben es nur zu reinigen von allem Fremdgeist und allen Verfälschungen und es geläutert als heiliges Gut unseren Kindern weiterzugeben, damit... sie bestärkt werden in dem Glauben, der ihnen eingeboren ist. (14)

... das Brauchtum... ist altes Stammgut... Es muß deshalb gesammelt und gehütet werden von denen, die noch die Stimme der Ahnen in sich hören, die erkennen, daß in diesem Gut ihre eigene Seele schwingt... (24)

Der Führer sagte am 21. März 1933 in Potsdam: „Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quelle einer wirklichen inneren Stärke...“

Da das vorhandene völkische Brauchtum nicht ausreicht, wird ein neues Brauchtum synthetisch hergestellt:

In... Hessen-Nassau, in Schlesien und in Süddeutschland steckt

das am Weihnachtstage erscheinende „Christkindchen“... die Lichter am Weihnachtsbaum an und bringt die Geschenke. Diese weibliche Gestalt kann nicht mit dem Jesuskind in Einklang gebracht werden. Es ist darin vielmehr die weibliche Göttergestalt aus germanischer Zeit zu sehen, die man Berchta... nannte... Nennen wir dieses „Christkindchen“ Frau Holle, dann hat es einen Namen, den es mit Recht tragen kann... (21)

Das Christuskind ist völkischen Ursprungs. Man entdeckt eine Sage vom Kindlein in der goldenen Wiege als ursprünglichen deutschen Weihnachtsmythos, in der Absicht, „jene Geschichte aus dem Morgenlande“ zu verdrängen. Diese Sage ist der „Quell jener Krippenkunst, in der die Liebe zum Kinde und die Heiligkeit der Geburt ihren Ausdruck fanden.“ (13) Diese Sage, von Manfred von Ribbentrop nacherzählt (81), inspirierte ein Gedicht:

*Zwölf heilige Nächte stehn als Wächter ragend
wie Riesenschatten um die goldne Wiege,
darin das neue Jahr, das kleine Kind,
heraufschwebt aus der Tiefe deutscher Berge.
So raunte alter Sage Sinn durchs Land
verlor sich wirr im Dunkel fremder Art.
Wir aber tragen ihn als helles Licht
Wie eine Fackel neu in unseren Händen,
... das Licht des Nordens kehrt von irrer Fahrt
zu seinen Bergen, Wäldern, Seen wieder,
und über heißem Wüstensand verblaßt
im fernen Osten jäh ein fremder Stern.*

(82)

Aus dem Text „O Jesuskind, wir grüßen dich“ wird „O Sonnenkind...“. Interessant ist ein Gedicht, das entscheidende Parallele zu einem unten abgedruckten sowjetzonalen Lied hat:

*Wandert alle Welt zu einem guten Stern,
ja, zündet eure Herzen an zur fröhlichen Latern.
Wandern wir in dieser Nacht zu jedem Kind,
ja, weil in ihrer kleinen Hand die Stern geborgen sind. (114)*

Mutterkult

Weihnachten ist außerdem der geeignete Rahmen für einen intensiven Mutterkult: man postiert sich wieder kontrastierend zur christlichen Lehre:

Nach christlicher Lehre sind Zeugung und Gebären mit Befleckung verbunden und deshalb kein Anlaß zu festlicher Stimmung. (13) Die Konfessionen... riefen die Menschen zur „Christmette“. Nichts war dort zu hören von heiliger deutscher Mutterschaft... (42) Wir wollen an Weihnachten Mutter und Kind im Mittelpunkt unseres Festes sehen. (21) (Man beachte die imperativische Haltung!) Können wir uns etwa Größeres denken als die Verehrung des Mütterlichen? — Unsere Vorfahren nannten das Weihnachtsfest „Die heilige Mütternacht“ und gaben damit einem der innigsten Gefühle unserer Art Ausdruck. Millionen deutscher Mütter erleben jedes Jahr das Wunder der Geburt, wie könnten wir da an die Jungfrauengeburt der Bibel glauben und sie zum Gegenstand unseres Weihnachtsfestes machen? (42)

Die germanische Auffassung von der Frau als Lichtträgerin, als Gebälerin des neuen Lebens. (20) Der lichtfrohe Mythos unserer Ahnen ist aber entstanden... aus einem unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Guten, des Lichtes über die Finsternis.

Diesen Glauben weiterzutragen, dazu seid ihr berufen, deutsche Mütter! (17)

*Mütter, euch sind alle Feuer,
alle Sterne aufgestellt;
Mütter, tief in euren Herzen
schlägt das Herz der weiten Welt. (99)*

So gewann man die Frauen für die neue Ideologie. Man appellierte an die ihnen natürliche Opferbereitschaft:

Winterhilfswerk

*Am Opfern entzündet sich deine Kraft,
Und was dir Macht zum Leben schafft,
ist Dienen.
Für andre selbstlos dich vergessen:
Wirklich und echt wirst du ermessen
Am Opfern. (77)*

Sonnwendfeuer

Der völkische Brauch des Sonnwendfeuers wurde tatfräftig belebt.

Weihnachten soll durch diese... Feierform vertieft und bereichert werden. An den Sonnwendfeiern kann die gesamte Volksgemeinschaft teilnehmen... Die Sonnwendfeiern sind... Sache des ganzen Volkes... Sie sind eine gesunde Abkehr von den Weihnachtsfeiern mit dem Stall von Bethlehem, mit den Königen aus dem Morgenland und den Hosiannah-Gesängen für den Sohn Davids. (39)

Die Durchführung der Feiern ist örtlich verschieden... (39) ... das letzte Wegstück zur Feuerstelle wird schweigend marschiert... Die Feuerrede muß kurz und markant sein. Die Gesamtwirkung der Feier wird mehr durch die Handlung als durch Worte erzielt... Die SS pflegt... seit einigen Jahren einen wuchtigen männlichen Fackeltanz, der mit dem Entzünden des Feuers seinen Abschluß findet. (40) Die Gleichzeitigkeit des Aufflammens der Feuer (mehrerer Ortsgruppen oder Formationen) und das gleichzeitige Wiedereintreffen an einer Stelle, an der die Fackeln zu einem Feuer der Gemeinenschaft zusammengeworfen werden, sichert... auch hier das Gemeinschaftserlebnis. (39) Das dort durch die zusammengeworfenen Fackeln entfachte Feuer wird von den Formationen bis zum 24. Dezember gehütet... Von dort wird am Weihnachtsabend das Feuer für die Weihnachtsbäume der Familien geholt... Die Fackeln verbrennt man im Herd... Dieser Brauch... versinnbildlicht Werden und Wachsen unserer Volksgemeinschaft aus dem Funken der Weltanschauung, den der Führer in die Herzen legte. (40)

Das erstarkende Licht wird als Symbol gewertet für das Erstarken der völkischen und nationalen Idee:

beständig ab. Diese konservative Gesinnung des Volkes blieb bis zum zweiten Weltkrieg bestehen. Der Krieg führte für längere Zeit fremde Völker in das Land. Er verursachte zudem eine Umwälzung des ganzen Denkens. Neue Moden und fremdes Brauchtum brachen in das Volksleben ein und behaupteten ihre Existenz neben den einheimischen Lebensformen. Natürlich faßten sie hauptsächlich dort Fuß, wo keine eigene Tradition ähnliches aufzuweisen hatte. Die Bräuche, die anfänglich Kaufleute, Gelehrte und Snobs aus dem Ausland mitbrachten, fanden nun eine weitere Verbreitung. So wurde in den Städten das Weihnachtsfest seines schlichten, geistigen Charakters beraubt. Die nordische Sitte, Weihnachtsbäume aufzustellen, die in den Vorkriegsjahren nur von einem kleinen Kreis gepflegt wurde, entwickelte sich nach ihrer Verbreitung zu einer Gefahr für die spärlichen Tannenbestände Griechenlands. In den vornehmen Wohnvierteln imitiert man gern alles Neue. Aus festlich erleuchteten Fenstern klingen deutsche und englische Weihnachtslieder. Manche ziehen sogar die französische Art des Festes vor und verbringen den Heiligabend in Vergnügungslokalen mit Tanz und Attraktionen.

Und die griechische Weihnacht? Hat es sie nie gegeben, oder kann sie in ihrer Armut die modernen Griechen nicht befriedigen? Mitnichten! Wer die zarte, innige, aller Äußerlichkeit entledigte Feier bewußt erlebte, wird sie nie gegen das betriebsame und profanisierende Fest der Gegenwart vertauschen wollen.

Weihnacht in Griechenland

Vierzig Tage vor dem Fest der Geburt Christi beginnt für die Kirche die strenge Fastenzeit, eine Vorbereitung für geistige Erkenntnis und Freude. Sie wird heute nicht so streng beobachtet, wie in den früheren Zeiten.

Die Hausfrauen beginnen zeitig mit dem Weihnachtsputz. Alles soll innerlich und äußerlich erglänzen, wenn der Hymnus gesungen wird: Die Jungfrau heute den Über-Wesentlichen gebiert. Backwerk und Christbrote mit Mastix und Sesam gewürzt, mit Nüssen verziert, werden reichlich gebacken, die besten eingemachten Süßigkeiten werden aus den Vorräten hervorgeholt, für die Bewirtung von Verwandten und Freunden. Man besucht sich gern gegenseitig, um sich „Viele Jahre“ zum Fest zu wünschen. Im Hause aber des ältesten und wohlhabendsten Verwandten rüstet man das Mahl für die ganze Sippe.

Bunt durchwirkte Decken und Teppiche geben ausgebreitet ein warmes Gefühl der Freude. Rosen, Hyazinthen und Myrten duften in allen Räumen. Oh, das herrliche Gefühl der inneren Ruhe! Man hat noch keine Sorgen um Geschenke. Der Heilige Basileios aus Cäsarea, der Bischof der Armen und Alten, der Freund der Kinder, bringt sie an seinem Namensfest, am Neujahrstag. Dennoch ist für die Kinder der Tag vor dem Fest, der sogenannte Erwartungstag, die Paramonè, ein Tag des Glanzes und der aufregendsten Ereignisse. Schon am frühen Morgen gehen sie aus, mit Triangeln bewaffnet, um bei bekannten und wohlhabenden Familien Christi Geburt zu besingen. Da muß man sich aber zeitig aufrufen, denn es kann beim Anklopfen heißen: „Ein anderes Mal, Kinder! Andere haben bei uns schon gesungen!“ wobei die Kinder mit Süßigkeiten, Nüssen und Früchten getröstet werden müssen. Wenn sie aber das Fest besingen dürfen, erhalten sie für ihre Mühe zu den anderen Gaben auch kleine blanke Münzen, die in einer Büchse gesammelt, nicht selten Anlaß zu Streitigkeiten geben. Ja, oft müssen die Kleinsten mit Tränenausbrüchen ihre Ansprüche bei der Verteilung unterstreichen.

Frisch tönen von Haus zu Haus die jungen Stimmen im Chor, vom ohrenbetäubenden Klang der Triangel begleitet. Und sie singen immer weiter, bis die Hausfrauen ihnen ihre Belohnung zustecken, worauf sie eifrig wünschen:

*„Viele Jahre! Im nächsten Jahr wieder! Wir danken sehr!
Viele Jahre und freuet Euch! Chairete!“*

Aber was sind alle diese Freuden verglichen mit der Erwartung der nächtlichen Liturgie des Geburtsfestes! In den kleineren Ortschaften hat man nicht selten einen weiten Weg bis zur Kirche. Mit Windlaternen, in die beste und wärmste Kleidung eingehüllt, nimmt man den Weg zu der Kapelle, deren Fenster von weither im zitternden Sternenlicht leuchten. Man geht dem Lichte entgegen. Durch einsame Feldwege oder in

der Stille der nächtlichen Stadtstraßen eilt man in die Geborgenheit Gottes und seiner Gemeinde. Ekklesia, jetzt die Versammlung der Gläubigen, ehrt die erlösende Tat des Gott-Menschen.

Auch die griechische Kirche feiert in der Weihnachtsliturgie die Geburt Christi als das Fest des Lichtes, aber als eines von Gott geoffenbarten übernatürlichen Lichtes der Erkenntnis. Heißt es doch in den Weihnachtshymnen, Christus sei die Sonne der Gerechtigkeit, der Sonnenaufgang aus der Höhe, seine Geburt erfülle die Welt mit dem Licht der Erkenntnis.

Alle Gläubigen stehen in der Kirche dicht aneinandergedrängt. Zahllose Weihkerzen brennen auf den bronzenen Kandelabern. Die Ikonen an der Bilderwand, die das Heiligtum von den Kirchenschiffen scheiden, strahlen aus der Tiefe einer unerdenklichen Dauer. Alles wartet. Sie warten auf die Herabkunft ihres Erlösers, und ihre Sehnsucht, erfüllt aus der menschlichen Erwartung von Jahrtausenden, erwärmt wieder diese von den dichten Schatten der Taten erfrorenen Herzen.

Die Psalmodie der Sänger wird immer wieder von den großen Bittgebeten unterbrochen, die der Diakon vor dem mittleren „goldenen Tor“ vorträgt:

„Wieder und wieder lasset uns bitten um Frieden den Herrn!“

— Kyrie eleison —

„Für den Frieden der ganzen Welt und die Vereinigung aller lasset uns bitten den Herrn!“

— Kyrie eleison —

Gebete, deren Ursprung bis zu den Anfängen des Christentums zurückreichen, geheiligt durch den Gebrauch von Jahrtausenden, steigern die Erwartung, die dann zu wahrer heiliger Begeisterung ausbricht, wenn die Sänger die beiden herrlichen Weihnachtshymnen anstimmen. Diese Hymnen sind eine Schöpfung byzantisch-griechischen Geistes. Wort und Melodie entstanden gemeinsam aus dem unerschöpflichen Born des griechischen Geistes. Sie bilden eine untrennbare Einheit von Logos und Melos, und dennoch berühren auch die bildkräftigen Worte allein eigentümlich das Herz.

*Deine Geburt, Christe, unser Gott,
erfülle die Welt mit dem Licht der Erkenntnis.*

*In ihr wurden die Sternanbeter
von einem Stern belehrt,
dich anzubeten, die Sonne der Gerechtigkeit,
und dich zu kennen als Sonnenaufgang aus der Höhe,
Herr, Ehre sei dir!*

Die andere Weihnachtshymne, geschrieben von dem großen Dichter Romanos dem Meloden im 6. Jahrhundert, schreit im langsamen feierlichen Rhythmus:

*„Die Jungfrau heute
den Über-Wesentlichen gebiert,
und die Erde bringet
dem Un-Nahbaren den Stall.
Engel lobpreisen mit den Hirten,
Weise aber wandern mit dem Stern;
denn für uns ist als Kindlein geboren,
der vor Jahrtausenden Gott.“*

Verwandte Töne klingen aus der Marienhymne des Festes:

*„Der vor Heosphores aus dem Vater
ohne Mutter geboren,
ist auf Erden ohne Vater
Fleisch geworden heut' aus dir;
Ein Stern bringt den Weisen die frohe Botschaft,
Engel und Hirten lobpreisen dein jungfräuliches Gebären,
Gebenedeite du.“*

Auch in den zahlreichen Kapellen und Kirchlein von Athen versammelt sich zu Weihnachten eine andächtige Gemeinde. Der Weg aus der Kirche nach Hause, nach der feierlichen Handlung und in der Stimmung des Tages, gestaltet sich oft zu einem unbeschreiblichen Erlebnis. Die klare Luft Attikas, die sanften Umriss der Berge in der Morgendämmerung, die strahlenden Säulen des Parthenon, das leuchtende Meer unter den ersten Sonnenstrahlen, berühren die Seele mit einer fast heiligen Schauer. Ein herrliches Erlebnis des Lichtes am Tage des Lichtes ist der so oft wolkenlose Weihnachtstag. Dort wird man friedvoll und demütig. Die Seele möchte das große Bittgebet der Liturgie in einer immerwährenden Bitte Gott darbringen: „Für die Erhaltung des Friedens auf der ganzen Welt und die Vereinigung aller.“ Für einen endlosen Tag des Friedens und Lichtes.

organisierten Bewegungen, innerhalb derer die Funktionäre sich um gute Pfründe reißen. Man projiziert das Böse nach außen und kämpft gegen andere, „imperialistische“ Massenbewegungen. Man vollzieht im großen, was der Mensch im kleinen tut: einer trachtet, den anderen von seinem Platz an der Sonne zu verdrängen, ein aus der animalischen Sphäre des Menschentums durchaus entschuldbares Phänomen. Die hektische Betriebsamkeit, mit der der Kampf um das Heil durchgeführt wird, erklärt sich allerdings aus der Angst, im Wettlauf um die Vormacht hintanzubleiben.

Eine Hoffnung bleibt: daß im Zusammenprall der massierten Kräfte nicht auch der letzte, einzige Träger dieser Welt untergeht, den man weder befehlen noch machen kann, eben-

Vom Dodekatheon zum Christentum

von Maria Völker-Kamarinea

Sehr haben die Götter ihr Griechenland geliebt. Sie haben ihren Wohnsitz auf dem Olymp genommen und von dort schauten sie überall nach dem Rechten. Sie nahmen Teil am Krieg der Helden und ergriffen Partei beim Hader. Sie liebten die schönen Frauen und die Jünglinge von Hellas und nahmen ihre Lieblinge als Sternbilder zum Himmel in die Unsterblichkeit auf. Und dort warteten sie selbst auf ihre Erlösung und Vollendung.

Als Sokrates und Plato den Weg für den einen Gott in der Vernunft der Hellenen bereiteten, hatten diese längst sich gewöhnt, in ihren Mysterien den Opfertod und die sieghafte Auferstehung eines lebenspendenden Gottes zu feiern. Mit Alexander trugen sie die Götter Griechenlands weit in den Osten hinein. Sie lernten dort die fremden Kulte mit den eigenen zu verbinden, ihre Herrscher gar als Götter und Gottessöhne zu verehren. Allein die Unversöhnlichkeit des jüdischen Gottes reizte sie zum Widerstand, so daß sie ihn ablehnen und bekämpfen mußten.

Lange stritten in Palästina die Israeliten gegen die Veruche der Diadochen, in Jehovas Land den Götterkult einzuführen. Religiös selbständig geblieben, trugen sie in ihren Synagogen die ersten Keime der neuen Religion in die Hellenistische Welt hinein. Sie pflanzten ihre Nostalgie nach dem ersehnten Messias in die von der gleichen Erwartung vibrierenden Völker des Mittelmeers. Viele Griechen kamen so, von ihren Suchen nach dem Erlöser getrieben, zum Tempel Jehovas. Von diesen Proselyten erzählt der Evangelist Johannes:

„Es waren aber etliche Griechen unter ihnen, die hinaufgekommen waren, daß sie anbeteten auf dem Fest. Die traten zu Philippus, der von Bethsaida aus Galiläa war, baten ihn und sprachen: Herr, wir wollen Jesum gern sehen. Philippus kommt und sagt es Andreas, und Philippus und Andreas sagten 's Jesu. Jesu aber antwortete ihnen und sprach: Die Zeit ist gekommen, daß der Menschen Sohn verklärt werde.“

Und weiter sagte Er: *„Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich alle zu mir ziehen.“*

Und er zog alle zu sich. Er rief den hellenisierten Juden Saulus und machte ihn zum Apostel der Völker. Ihm aber kam ein Gesicht, als er auf seiner zweiten Missionsreise bei Troas war.

„Das war ein Mann aus Mazedonien, der stand und bat ihn und sprach: Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!“

Paulus ging hinüber. Er gründete Gemeinden im ganzen Griechenland, säte den Samen und predigte dort den gekreuzigten Christus, „den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit“. Diese Torheit hat gleich Wurzel geschlagen und dennoch vergingen fast fünf Jahrhunderte, ehe das Christentum in Griechenland endgültig siegen sollte.

Der ganze Orient war längst christianisiert, als in Athen geradezu eine Renaissance der antiken Kultur aufblühte. Kaiser Julian (360–363), der in Byzanz geboren war, griechisch als Muttersprache erlernte und in Athen die griechische Philosophie lange studiert hatte, versuchte noch, geblendet von den Schönheiten Athens und seines Geistes, den antiken Götterkult zu restaurieren. Aber auf seine Frage antwortete die delphische Pythia weniger schwärmerisch:

„Saget dem König, am Boden liegt der dädalische Hof, nicht eine Hütte hat Phoibos mehr, noch sehenden Lorbeer, noch sprechende Quelle, verlosch zumal das sprechende Wasser.“

so wenigwie Anmut und Schönheit: die Liebe von Mensch zu Mensch, auch zum vermeintlichen Feinde.

¹⁾ Wilhelm Beilstein, Lichtfeier. Sinn, Geschichte, Brauch und Feier der deutschen Weihnacht. München: Deutscher Volksverlag 1939.

Die den Zitaten in Klammern beigefügten Ziffern beziehen sich auf die Seitenzahlen.

²⁾ Weihnachten, Fest des Friedens und der Freude. Hrsg. vom Bundesvorstand des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, Abteilung Kulturelle Massenarbeit (1954).

³⁾ Karl Riedl, Diese Zeit ist eine Wende. Hannover: Verlag Schaffende Jugend 1951.

Es ist der letzte bekannte Spruch des delphischen Orakels. Die Schule von Athen erlebte noch längere Zeit ruhmreiche Tage. Basileios der Große und Gregor von Nazianz studierten dort zusammen mit anderen illustren Geistern und konnten an der Quelle ihre Waffen für den geistigen Kampf gegen die griechische Weisheit schmieden, wie Paulus gefordert hatte: „Sinntemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen . . . Denen aber die berufen sind, Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit.“

Es bedurfte noch kaiserlicher Maßnahmen, damit sich die Griechen vom heidnischen Weisheitskult zur göttlichen Weisheit bekehrten. Kaiser Theodosios hat 394 die Olympischen Spiele verboten, Justinian aber löste im Jahre 529 die Akademie Platons auf, deren Mitglieder nach Persien auswanderten.

Die Griechen in der Orthodoxie

Nun nahmen die Griechen in ihrer Gesamtheit die christliche Religion an, die inzwischen von den besten griechischen Quellen gespeist und bereichert, eine Synthese aller irdischen Schönheit zum Ruhme Gottes darstellte. Ihre Religion war jetzt seltsamerweise diese „Torheit“ des Kreuzes. Denn der gekreuzigte und auferstandene Gott war diesem Volk aus den jahrhunderte alten Mysterienkulten der Antike doch vertraut gewesen. Ihr Gott war aber Weisheit und Kraft. Der sieghafte Herrscher des Alls, der Pantokrator, entsprach dem Gottheitsideal der Griechen mehr als das niedliche Bild eines Jesuskinds. Diese Neigung teilten sie mit allen Völkern des Ostens, bei welchen immer eine höhere Bewertung des Osterfestes gegenüber dem Fest der Geburt Christi geherrscht hatte. Auf den Ikonen sah man — und sieht man immer noch — Christus segnend, herrschend oder richtend abgebildet, seltener aber das Christuskind in der Krippe. Die Ikonen der Gottes-Mutter mit dem Christuskind auf den Knien waren mehr zur Verehrung der allerheiligen Jungfrau Panagia aufgestellt.

So legten Tradition, Gebräuche und das ganze Denkvermögen des Ostens seit je die Betonung auf die Auferstehung Gottes als Sinnbild der Verherrlichung des Menschen und seiner Erlösung von Tod und Verwesung. Der Westen pries dagegen die Menschwerdung Gottes als den größten Akt der Gnade und verband damit alle Pracht der vom Norden überkommenen Verehrung des Lichtes. Es war unausbleiblich, daß die Unterschiede zwischen Osten und Westen zu einer immer größeren Entfremdung innerhalb der Kirche führten. Griechenland gehörte seinem ganzen Wesen nach dem östlichen Teil an. Als die byzantinische und römische Kirche ihre Trennung auch äußerlich vollzogen, blieben die Griechen mit derselben Zähigkeit der Orthodoxie treu, mit der sie früher ihrem Heidentum angehangen hatten. Geschichtliche Gründe bewirkten bald eine noch größere Abkapselung des Volkes nach außen hin. Denn die Pracht des byzantinischen Reiches währte nicht lange. Eine nach der anderen fielen die griechischen Provinzen in die Hände der Ungläubigen oder Andersgläubigen. Sarazenen, Kreuzfahrer, Venezianer und schließlich auch die Türken besetzten das Land und bekämpften in der Orthodoxie den religiös-nationalen Mittelpunkt der Griechen. Die Kirche bewahrte die Reinheit des Glaubens, sie half den Gläubigen, die Hoffnung auf die nationale und religiöse Befreiung lebendig zu erhalten, die Christen wiederum scharten sich beharrlich um sie und lehnten alles Fremdartige

Sonnendfeuer, Endzeit du und Zeit der Wende! (56)

Ich gelob im Herzen bei der Flamme Schein, bei dem Licht der Kerzen, allzeit deutsch zu sein! (71)

Deutsche Sonnwend Wenn auf düstrem Bergeskamme Aufbrennt unsrer Sehnsucht Licht . . . Spüren wir die wilde heiße Deutsche Stimme uns im Blut . . . (56)

Man übernahm hier ein romantisches Erbe und schlachtete es ideologisch aus. Wesentlich ist vor allem

das Gemeinschaftserlebnis.

Jeder deutsche Volksgenosse soll wissen, daß er im Lebenskampf nicht allein steht . . . daß sein Empfinden das Empfinden des ganzen Volkes ist . . . (33 f.)

Zur Sanktionierung des Gemeinschaftsempfindens richtete man am 1. Adventssonntag den „Tag der nationalen Solidarität“ ein, hier zeigt sich die Einheit von Führung und Gefolgschaft als eine wahre Volkskameradschaft.

Ein Volk, dessen Gefühle so einheitlich ausgerichtet sind, hat nicht nur eine gemeinsame Liebe zu Führer und Nation, sondern auch einen gemeinsamen Haß gegen alle wirklichen oder eingebildeten Feinde:

Wir wollen zum Licht, vor Gottes Gesicht. Wir wolln den Drachen schlagen, der Morgen will nun tagen. Wir fürchten uns nicht. (57)

Der völkische Kampf ruht auch Weihnachten nicht. Gönnst man sich Ruhe, so nur, um Kräfte für neuen Kampf zu speichern:

Feste und Feiern . . . dienen zur Entspannung und Sammlung. Gerade in der heutigen Zeit der Leistungssteigerung sind sie Quellen, (33) aus denen der einzelne Kraft schöpfen soll für die Zeiten des Kampfes und der Arbeit. (4)

Wir können Weihnachten nicht froh feiern, wenn wir nicht das Bewußtsein haben, daß wir in dem hinter uns liegenden Jahre unsere Pflichten gegenüber Volk und Staat erfüllt haben. (S. 34)

Dies ist ohne Zweifel eine tatkundige Welt:

Wo andere nur von Nächstenliebe redeten, wurde zur Tat geschritten. In dieser Kampf- und Tatgemeinschaft lebte der Glaube an den Sieg der Bewegung, an den Sieg des Lichtes über die Finsternis. (38)

Weihnachten, Fest des Friedens und der Freude

Unter der reichhaltigen Literatur mit Anweisungen für die attraktive und linientreue Ausgestaltung von Festen und Feiern findet sich ein schmales Heft, das der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund 1954 als Programm für Weihnachtsfeiern mit Kindern herausgegeben hat²⁾. In den Text eingeblenet findet sich folgendes Motto:

Die Weihnachtsfeiern — ein Höhepunkt in der Arbeit mit den Kindern

Man muß dazu wissen, daß die ostdeutsche Propagandamaschinerie eine Kommission „Arbeit unter den Kindern“ unterhält, die Kinder und Jugendliche ideologisch betreut. Der nachwachsenden Generation gehört das besondere Interesse totalitärer Mächte, denn die Jungen sind die „Garanten der Zukunft“. Jugend ist nicht nur bildsames Material in den Händen der Massenfürher, sondern in jeglichem Sinne leichter erreichbar. Der sowjetische Beschwörungstanz um die ostzonale Jugend ist einer der bedenklichsten Folgen der deutschen Spaltung.

Das genannte Motto wird durch ein zweites ergänzt:

Kämpft aktiv für den Frieden und eine glückliche Zukunft für alle Kinder

Höhepunkt! Arbeit! Kämpft aktiv! Frieden! Glückliche Zukunft! Das Vorwort gibt sodann dem Festausschuß allgemeine Richtlinien:

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Weihnachten, das Fest des Lichtes und der Freude, feiern wir auch in diesem Jahr im Geiste der Völkerverständigung und des Kampfes für den Frieden . . .

Durch den konsequenten Kampf der Weltfriedensbewegung gelang es . . . in Korea die Waffen zum Schweigen zu bringen. Nun kann auch Kim seine Weihnacht mit lachenden Kinder- augen feiern . . .

Wir in der DDR werden unter dem Weihnachtsbaum an unsere Brüder und Schwestern im Westen unserer Heimat denken, die noch nicht immer ein frohes Fest feiern können, weil der Vater vielleicht schon drei Jahre arbeitslos ist und der Sohn in die Fremdenlegion gepreßt wurde . . .

Für unsere Kinder, die später einmal das von uns Begonnene vollenden werden, . . . bereiten wir schöne und erlebnisreiche Weihnachten. Sie sollen ihnen . . . zeigen, wieviel Liebe und Sorgfalt unsere Regierung, die Partei der Arbeiterklasse . . . gerade den Kindern . . . entgegenbringen.

Das Fest wird nach sowjetischem Muster als eine Art turbulentes Kostümfest gefeiert. Ein reichhaltiges Programm läuft pausenlos ab. Es herrscht eine ungeheuere Aktivität. Auch Weihnachten dient der Schulung und ist harte Arbeit. Jede Darbietung dient in nuce der Verwirklichung des sozialistischen Programms, wie wir noch sehen werden. Alle christlichen Elemente werden quasi als nichtexistent übergangen. Nur ein Gedicht zeigt eine Spur:

Der neue Stern Über dem Hof, in der eisigen Nacht ist ein neuer, leuchtender Stern erwacht. Er steht über dem Fenster des armen Manns (sic!) in blutrotem Glanz, und seine fünf Zacken strahlen weit in Elend, Hunger und Dunkelheit. Er leuchtet überall auf Erden, wo arme Kinder geboren werden. Denn nicht ein Erlöser ist uns erstanden, Millionen Erlöser in allen Landen! Erich Weinert

Der Weihnachtsmann jedoch blieb konserviert, nachdem sein Ersatzmann, das Solimännchen (bedeutet Solidaritätsmännchen) und das russische Väterchen Frost sich nicht haben recht durchsetzen können Der sowjetzonale Weihnachtsmann freilich ist ein Symbol der Völkerfreundschaft und ein Friedensbote . . . Der Weihnachtsmann mit der Rute in der Hand gehört der Vergangenheit an. Unser Weihnachtsmann ist ein Freund aller Kinder. Er verteilt im staatlichen Auftrag die Geschenke.

Und auch der Weihnachtsbaum blieb erhalten. Star-Ingenieur der Seele Becher, Kultusminister von Sowjets Gnaden, widmet ihm innige deutsche Klänge, die den Leser nicht daran hindern werden, in Zeile 6 einen beachtlichen grammatikalischen Schnitzer festzustellen:

Sei uns begrüßt, du Weihnachtsbaum, du immergrüner Friedenstraum! Es strecken voll Verlangen die Äste sich im Dunkel aus. Zieh, Friede, ein in jedes Haus! Kehre ein im Herz, im bängen!

Anzunehmen ist, daß Herr Becher die grammatische Realität schuldig spricht, weil sie nicht mit fortschrittlicher Verskultur Schritt hält.

Für die Planung der Weihnachtsfeier werden folgende Richtlinien gegeben:

Die Kommission „Arbeit unter den Kindern“ organisiert . . . die gesamte Arbeit bei der Ausgestaltung der Feier. Sie soll sehr sorgfältig vorgenommen werden. Die Kinder wollen bei der Weihnachtsfeier viel erleben.

Jedes Kind erhält persönlich eine Einladung . . . Die Texte der Weihnachtslieder, welche alle Kinder gemeinsam singen, werden . . . beigelegt . . . Die Einladung . . . muß deshalb rechtzeitig erfolgen, damit sich die Kinder schon lange Zeit vorher mit ihrer Feier beschäftigen können . . . Um dies zu erreichen, . . . ist es ratsam, gemeinsam mit den Kindern Kostüme anzufertigen . . . , z. B. Stahlwerker, Traktorist, . . . HO-Verkäuferin . . . usw. Die deutschen Nationaltrachten dürfen bei unsern Feiern nicht fehlen . . . In den Kostümen . . . der Sowjetunion und aller friedliebenden Völker kommt der Gedanke der Völkerfreundschaft zum Ausdruck.

Die Dauer der Feier soll die Zeit von drei (sic!) Stunden nicht überschreiten.

Der Leiter der Feier ist verantwortlich für den Ablauf des Programms . . .

Ein weiteres Kapitel unterrichtet über den Verlauf der Weihnachtsfeier. Es ist alles sorgfältig einkalkuliert, sogar die Gespräche, die die Kinder untereinander zu führen haben:

Wie ist der Verlauf der Weihnachtsfeier?

. . . die Kinder erscheinen in ihren selbstgefertigten Kostümen. Schon am Eingang werden sie von Kollegen, zu denen die Kinder Vertrauen haben, empfangen. Diese Kollegen tragen . . . ebenfalls Kostüme . . . Eine Musikgruppe . . . spielt eine Kinderpolonäse . . . Anschließend begrüßt sie ein Vertreter des BGL, der auf die Bedeutung des Weihnachtsfestes, als Fest des Friedens und der Völkerfreundschaft, hinweisen wird. Danach trägt ein Kind ein Weihnachtsgedicht vor, nachdem (sic!) wird ein leichtverständlicher Massentanz folgen, . . . Nun werden sich die Kinder in kleinen Gruppen zusammenfinden, um sich näher kennenzulernen. Sie bewundern ihre selbstgeschneiderten Kostüme, . . . und sprechen über die schönen Erlebnisse im Betriebsferienlager.

Bald drängen sich die Kinder um die Attraktionen . . . die in den Nebenräumen aufgebaut werden . . . Wir wählen vor allem Attraktionen, bei denen die Kinder nachdenken und dabei lernen . . . z. B. in landwirtschaftlichen Betrieben werden Traktoren, und in Eisenbahnwerkstätten werden kleine Lokomotiven angefertigt, die für Massenspiele geeignet sind. Durch diese Spiele sollen die Kinder für ihre spätere Berufswahl interessiert werden . . . Jedes Kind, das bei einer Attraktion eine Leistung vollbringt, erhält ein kleines Geschenk.

Weitere Attraktionen sind ein Autorennen und eine Segelregatta, ferner ein Glücksrad, Glückliche Fahrt genannt, dessen 5 Felder verschiedene groß sind und entsprechend verschiedene Gewinne einbringen. Das Rad gehört zu der 2 m hohen Attrappe eines Traktors. Die 5 Felder des Rades bedeuten die 5 Planjahre . . . , dabei ist zu beachten, daß für das 1. Planjahr keine Preise ausgegeben werden. Die Preise steigern sich dann bis zum 5. Planjahr.

Zwischendurch werden gemeinsame frohe Lieder gesungen und Gedichte vorgelesen. Als fortschrittliche Weihnachtslieder wurden beibehalten: „O Tannenbaum“, „Leise rieselt der Schnee“, das englische Volkslied „Fröhliche Weihnacht überall“, bzw. neu aufgenommen: der russische Wintersportmarsch von Miljutin oder das volkstümliche Liebeslied aus dem Westerwald: „Stehn zwei Stern am hohen Himmel“, dem gewiß wegen der völkerverbindenden Formel „ich bin dein, du bist mein, ach, was kann denn schöner sein“ fortschrittliche Gesinnung zuerkannt wurde. Neue Weihnachtslieder, wie das 3. Reich sie in Hülle inspirierte, gibt es bezeichnenderweise so gut wie gar nicht.

Was die vorzutragenden Gedichte anlangt, so wird außer den genannten noch *Wir lieben den Frieden* von Erich Brehm angeboten, das in raffinierter Steigerung vom „Lachen“ zum „Erkämpfen“ und „Erzwingen“ fortschreitet:

Wir lieben das Lachen. Wir lernen und singen,

daß Friede und Aufbau zusammengehören.

Wir wissen, daß Kriege Verderben nur bringen

und daß sie das fröhliche Leben zerstören.

Wir gehen durch Dörfer, wir sehen Betriebe

und grüßen die Menschen, die pflegen und bauen.

Da rufen wir FREUNDSCHAFT und fühlen die Liebe

zur Arbeit bei Jugend und Männern und Frauen.

Die Rufe der Freundschaft die Länder durchklingen.

Verloren, wer heut noch dagegen sich stellt!

Wir helfen erkämpfen, wir helfen erzwingen

den Frieden der Völker, den Frieden der Welt!

Refrain:

Wir sind jung wie unsere Republik!

Wir sind jung und haben uns entschieden.

Alle lassen wir den Krieg!

Alle lieben wir den Frieden!

Als bevorzugter Massentanz gilt der angeblich schwedische Ringelreihen „Du und ich wir beide, ja, so promenieren wir, so promenieren wir, haha!“, ausgewählt gewiß wegen seines völkerverbindenden Topos „Du und ich“.

Zu der Gruppe von Massenspielen gehören zwei bevorzugte Arten: Karikaturen von Adenauer, Lehr, Eisenhower

und dergleichen mit groß ausgeschnittenen Mäulern werden für Schlagballwurfspiele aufgestellt . . . oder das Kegelspiel *Ami go home*: Der Spieler nimmt die an der Schnur hängende Kugel und läßt sie mit mehr oder weniger Schwung auf die aufgestellten Kegel, die die internationalen Kriegstreiber und ihre Trabanten, wie Eisenhower usw. darstellen, fallen. Die Kegel müssen so gestellt werden, daß sie alle umfallen, . . . so daß die Forderung „Ami go home“ in Erfüllung geht.

Aber es gibt auch friedliebendere Massenspiele für die Kinder: Durch das Erraten von Städtenamen . . . festigt sich ihre Liebe zur Heimat.

Oder der Scheuerlappenball, ein beliebtes Massenspiel. Eine Kindertanzgruppe . . . erfreut die kleinen Gäste mit ihren Tänzen . . . Nun wird noch ein lustiger Märchenfilm gezeigt. Das Verzeichnis enthält vier Filme nach russischen Märchen, drei Filme mit Tiergeschichten. (Das Märchen von Bäumen und Tieren lehrt die kleinen Zuschauer, die Natur zu verstehen, z. B. Waldtiere beim fröhlichen Wintersport, ferner merkwürdige Mixturen russisch-deutschen Märchengutes, wie das *Silvestermärchen*, ein fröhliches Märchen von Väterchen Frost und seiner Enkelin Schneewittchen, die in der Neujahrsnacht den Kindern Geschenke zustellen, oder Das Märchen von der toten Zarentochter und den sieben Recken, denn Zwerge sind ja einer rationalistischen Welt-sicht undenkbar.) Filme über deutsches Märchengut, wie „Frau Holle“ oder „Der Wolf und die sieben Geißlein“ werden ganz am Rande in Erwägung gezogen.

Schließlich folgt noch ein Theaterstück mit dem Titel *Die Knöpfe*. Es handelt sich um drei Kinder im Alter von 11–12 Jahren, Schauplatz ist die Küche. Das kleine Mädchen kocht, der größere Bruder und sein Freund sehen sich der Notwendigkeit gegenüber, Knöpfe an einen Anzug zu nähen. (Denn die Mutter arbeitet selbstverständlich am sozialistischen Aufbau aktiv mit.) Die Jungens unterhalten sich über ihr Vorhaben, eine Expedition durchzuführen. (Selbstverständlich geht der junge Pionier nicht auf „Wanderung“ oder „Fahrt“, sondern zieht aus, um etwas zu lernen, um zu arbeiten und vorwärts zu kommen.) Die Vorbereitung dieser Expedition wird in *Arbeitsgemeinschaften* sorgfältig durchgeführt. Viktor beschwert sich über einen Kameraden: „Ich frage z. B. Wolfgang: ‚Warum bist du nicht zur Arbeitsgemeinschaft gekommen?‘ — ‚Mama‘ — sagt er — ‚hat es nicht erlaubt.‘ — Und das nennt sich nun ein selbständiger Mensch.“ Klaus erwidert: „Das ist ja lächerlich, da hätte er seine Mutter überzeugen müssen, wie wichtig es ist.“ Im Verlaufe der Unterhaltung entsteht eine Meinungsverschiedenheit unter den Geschwistern. Klaus belehrt seinen Freund: „Ein Tourist muß immer die Ruhe bewahren . . . Schreien hilft dabei auch nicht. Nimm dich zusammen und sprich vernünftig mit deiner Schwester. Du mußt sie überzeugen.“ — Nachdem die beiden Jungens festgestellt haben, daß sie noch nicht in der Lage sind, ihre Knöpfe selbst anzunähen, kommt Viktor zu der Schlußfolgerung: „Weißt du, ich werde heute auf der Versammlung über unsere Selbständigkeit sprechen. Wir müssen alle in der Lage sein, solche kleinen Sachen selber zu machen.“ Klaus: „Das ist gut. Mir ist auch klar warum.“ Renate (den Zuschauern zugewandt): „Ist es euch auch klar?“

Nachdem alle Attraktionen programmgemäß abgelaufen sind, erscheint der Weihnachtsmann. Aber er bringt immer noch nicht die Genschenke, sondern erzählt von seinen Reisen in andere Länder und von der Freundschaft aller Kinder. Danach geht es zur Kaffeetafel und das lustige Schmausen beginnt. Dann endlich kommt der Clou des Abends: Die Kinder warten gespannt auf ihre Geschenke . . . Das Geschenk soll nach den besonderen Interessen und Wünschen des Kindes ausgerichtet werden . . . Mit dem Geschenk sollen auch Erziehungsziele verbunden werden, indem man z. B. einem technisch interessierten Jungen einen Stahlbaukasten oder ein gutes Schiffsmodell . . . schenkt . . . Beim Überreichen können Ermunterungen zu besserem Lernen oder kameradschaftlichem Verhalten ausgesprochen werden.

Zum Abschluß des Festes singen die Kinder noch ein gemeinsames Lied. Das Weihnachtsfest kann mit einem Lampionumzug abgeschlossen werden.

Dies ist, pars pro toto, die totalitäre Welt des Ostens.

Jegliche Ideologie, ob Kommunismus oder Nationalsozialismus — als national entgleiste Version des Sozialismus — usw., wird fragwürdig, wenn sie ins totalitäre Fahrwasser gerät.

Die unumgängliche Notwendigkeit, „Gleichschaltung“ zu vollziehen, staatlich gelenkte Gleichmacherei zu betreiben, die Tendenz zur Weltmissionierung zu verschärfen, wird ihr zum eigenen Verhängnis; denn sie muß sich der Gewalt bedienen. Wer aber Gewalt sät, wird Gewalt ernten. Die Marschritte, die allerorten über unsere Erde dröhnen und ihre Koliken verursachen, sind die Mitläufer, nein die Vollzieher der Gewalt.

Diese Zeit ist eine Wende³⁾

Ein hektographiertes Heft aus dem Verlag „Schaffende Jugend“ gibt Programmvorschläge für Weihnachtsfeiern verschiedener Art. Auf Seite 23 findet sich ein „Vorschlag für eine Sonnenwendfeier“, die durch folgende zwei Lieder abzuschließen ist:

Takt, Takt!

2. Str. Takt! Takt! Auf Takt habt acht!
Der ist mehr als halbe Macht.
Nahn im Takt wir ein'ge Hundert,
ist da keiner, der sich wundert.
Nahn im Takt wir ein'ge Tausend,
wird sein Ohr schon mancher recken;
nahn im Takt wir Hunderttausend,
dieses Dröhnen wird sie wecken.

Es folgt „Wir schreiten in die Sternennacht“, dessen beide Schlußstrophen „Wir streiten rot dem Lichte zu“ und „Auf Brüder wir sind Geist und Kraft“ wir oben schon zitierten. Die 1. Strophe lautet:

Wir schreiten in die Sternennacht,
wir schreiten hell zur Sonnenwacht,
wir schreiten in den wilden Wind,
wir schreiten weil wir Jugend sind!
wir schreiten! wir schreiten!

Das Programm sieht als Einleitung der Sonnenwendfeier einen protestantischen Choral mit leicht verändertem Text vor:

Morgenruf

Die güldne Sonne bringt Leben und Wonne,
die Finsternis weicht.
Der Morgen sich zeigt, die Röte aufsteiget,
der Mond erbleicht.
Kommt, laßt uns singen, die Stimmen aufschwingen,
zu grüßen das Licht!
Die Schatten erliegen, die Sonne wird siegen!
Der Morgen anbricht!

Es folgt ein Spruch:

Aus dem Zwang vergangner Zeit . . .
lenken fest wir unsern Schritt,
kommt und schreitet alle mit!
Nach der langen Dunkelheit
steigt herauf ein neuer Morgen.
Hebt das Haupt und grüßt das Licht!
Furcht vergeht und Not muß weichen,
wenn wir uns voll Zuversicht
brüderlich die Hände reichen.

Sodann das Lied „Weihnacht“:

Es kamen rauhe Stürme . . .
verzagt im Kampfe nicht.
Es siegt die Sonnwend.

und „Flamme empor“, das auch die Nationalsozialisten für ihre Sonnenwendfeiern verwandten, ebenso wie die zwischen beide Lieder einzuschaltenden schönen Verse von Fr. W. Weber: „Es wächst viel Brot in der Winternacht“.

Nun kommt die „Feuerrede, Ansprache oder Vorlesung: Rosa Luxemburg, Briefe aus dem Gefängnis . . . (Büffelbrief)“. Für die Disposition einer Ansprache ist folgender Text vorgesehen:

Wieder ist Weihnachten! — Sonnenwende, Jahreswende!
Zu dieser Zeit versammelten sich in grauen Vortagen unsere Ahnen, um beim Schein der großen Feuer die Geburt des Lichtes zu feiern . . . Zu dieser Zeit wurde aber auch nach der christlichen Lehre Christus geboren und die Mär berichtet vom Gesang der Engel:

„Ehre sei Gott . . .“

Hier wie dort, wird dem uralten Traum der Menschheit nach Liebe und Friede Ausdruck gegeben. Er kann und wird nur in Erfüllung gehen, wenn die Menschen an ihn glauben

und um seine Verwirklichung kämpfen . . . Die Erkämpfung des Friedens kann und darf nicht das Werk Einzelner sein, sondern wir alle müssen immer wieder, und zu jeder Stunde, am Werk des Friedens arbeiten und ihn erkämpfen.

Mit der Sehnsucht nach Frieden verbindet sich die Hoffnung der Menschen auf Gerechtigkeit in allen Dingen. Sie spüren, daß mit dem dauernden Frieden auch die innere Sicherheit und ein sinnvolles Leben verbunden ist . . . Die Ungerechtigkeit hat aber nur dort ihren Platz, wo sie von den Menschen geduldet wird. Deshalb müssen wir gegen jede Ungerechtigkeit kämpfen. Das können wir erfolgreich nur dann, wenn wir im großen Bund zusammenstehen . . .

In der sozialistischen Idee sehen heute Millionen Menschen die tragende Kraft zur Beseitigung jeden Unrechts, zur Erkämpfung des Friedens und zur Erhaltung der inneren und äußeren Freiheit. Diese Idee ist heute für diese Menschen die große Hoffnung und immer mehr bekehren sich . . . zu ihr. Diese Menschen in aller Welt wissen, . . . daß Duldsamkeit in einer Welt der Ungerechtigkeit eine Farce ist und erkennen, daß sie sich für ihre Liebe . . . einsetzen müssen, wenn das erstrebte Ziel erreicht werden soll. Dort, wo ein klarer Verstand, ein glühendes Herz und ein unbeirrbarer Glaube wohnen, muß diese Idee siegen. Das immer wiederkehrende Licht ist uns Symbol und das Fest des Lichtes, das Weihnachtsfest, soll Ausdruck unserer Bereitschaft sein.

Der Ansprache oder Vorlesung folgt eine weitere Strophe aus „Flamme empor“ und der Spruch „Sonnenwende“:

Sturm und Flamme laßt uns sein!
Sturm und Flamme soll uns treiben. —
Daß wir immer Feuer bleiben,
blase Sturm in uns hinein.
Daß die altgewordne Welt
wieder jung und stark erstehe;
Flamme züngle, Flamme wehe!
Daß die Asche von uns fällt!

Es folgt der Rest von „Flamme empor“:

Unser die Welt!
Unser die Welt!
Jugend, die Herrin der Erde,
daß sie uns Vaterland werde,
Unser die Welt!
Unser die Welt!

Einem gesprochenen Text „Arbeitslied“ folgen als Abschluß der Feier die beiden oben zitierten Gesänge „Takt!“ und „Wir schreiten“, dazwischen ein Spruch, aus dem der Titel dieser Schrift stammt:

Diese Zeit ist eine Wende.
Noch bedrückt uns Schuld . . .
Diese Zeit braucht offene Augen,
die das Echte sehn . . .
Diese Zeit braucht guten Willen . . .
braucht den Frohsinn . . .
Diese Zeit braucht starke Seelen,
die voll Klarheit sind.
Und Beharrung darf nicht fehlen,
die das Ziel gewinnt.

*

Alle kämpfenden Massengruppen sind einem Wahn verfallen: mit der Erringung des vorgestellten Zieles, heißt es nun FREIHEIT, SOLIDARITÄT, FRIEDEN, GLEICHHEIT, GERECHTIGKEIT, glaubt man, gleicherweise eine Garantie für „innere Sicherheit“, „sinnvolles Leben“³⁾ sich zu erwerben.

Neid, Habgier und Ungerechtigkeit dürfen keinen Platz in dieser Welt haben, denn sie zerstören den inneren und äußeren Frieden (Vorwort³⁾).

Diese Folgerung ist bestehend in ihrer materialistischen Konsequenz, aber sie läßt außer acht, daß die „innere Sicherheit“ aus anderen als materiellen Quellen gespeist wird. (Geschickte Massenlenker allerdings nutzen den latenten Hang des Menschen nach mehr als „Brot allein“, indem sie aus der ideologischen Nahrung zusätzlich einen Kult-Ersatz herausdestillieren.)

Der große Einheitschrei dieser Welt ist Sozialismus (woanders auch Nächstenliebe genannt). Man will das Gute, und man will es erkämpfen. Also rottet man sich zusammen, denn Zusammenrottung ist die notwendige Voraussetzung für die erforderliche Kampfesstärke. Die Massen werden zu

Zum neuen deutschen Zeitfilm

Gegenwärtig hat der westdeutsche Bürger reichlich Gelegenheit, sich in den Lichtspieltheatern über die jüngste deutsche Geschichte ein Bild zu machen, besonders, was deren politische und militärische Aspekte betrifft. Hier sind nicht etwa Filme wie „Kaisermanöver“ oder die Verfilmung von Hans Hellmut Kirsts Kasernenhofroman „Nullacht Fünfzehn“ gemeint, die mit romantischer Verklärung der Vergangenheit ihr Geschäft machen oder den finanziellen Gewinn eines großen Bucherfolgs auf die eigene Sparte innerhalb der Kulturindustrie übertragen wollen. Es gibt andere Filme: beispielsweise Dokumentarfilme, aus alten großdeutschen Wochenschauen hurtig zusammengesetzt, wie „Beiderseits der Rollbahn“ oder „So war der deutsche Landser“, und es gibt Spielfilme, die über die Vorgänge des 20. Juli 1944 gedreht worden sind. Eine stattliche Zahl also.

Der Umstand aber, daß jeder dieser Filme sein Publikum gefunden hat und einige von ihnen ausführlich diskutiert worden sind, legt den Gedanken nahe, daß sie einem Bedürfnis entgegenkommen, sich über die jüngste Vergangenheit ein Bild zu machen, denn Filmgesellschaften pflegen schließlich ihre Filme nicht auf die bare Hoffnung hin zu drehen, daß sie ein Erfolg werden, sondern antizipieren in ihren Plänen mittels Erfahrungen und Beobachtungen die günstige Reaktion des Publikums. Also findet auch hier eine Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage statt. Insofern entspricht entweder die filmische Darstellung dieser deutschen Vergangenheit einem latenten Bedürfnis des Publikums, oder dieses Bedürfnis hat jene Filme sogar inspiriert. Andererseits kann auch das Bedürfnis, sich ein Bild zu machen, durch den Film erst geweckt oder hervorgerufen werden. Wahrscheinlich trifft jede dieser Vermutungen zu; aber jedenfalls steht fest, daß der neue deutsche Zeitfilm dieser historischen Kategorie keinesfalls ins Leere gegangen ist, sondern vielmehr in der deutschen Öffentlichkeit ein Echo gefunden hat, und sei es auch nur jenes, das sich an den Zuschauerzahlen und den Erträgen der Kinokassen ablesen läßt.

Andererseits erinnern wir uns, daß von in- und ausländischen Beobachtern oft genug die These vertreten worden ist, die Deutschen zeigten einen gefährlichen Hang, den unglückseligen letzten Abschnitt ihrer Geschichte aus dem Bewußtsein zu verdrängen, sei's durch Totschweigen oder gar Abstreiten, sei's durch hektischen Wiederaufbau und Betriebsamkeit oder dergleichen mehr. So gewagt solche Thesen manchmal auch erscheinen mögen, so sehr haben wir doch allen Grund, uns auf den darin verborgenen Vorwurf hin zu prüfen. Doch könnte vor diesem Hintergrund der neue deutsche Zeitfilm und das Echo darauf geeignet erscheinen, einen solchen Vorwurf vor uns und gegenüber denen, die ihn erheben, abzuwehren.

Allein, die nähere Analyse der genannten Dokumentar- und Spielfilme über die jüngste deutsche Vergangenheit läßt Zweifel an solcher Eignung aufkommen. Sie zeigt, daß diese Filme nicht in Bausch und Bogen auf der Haben-Seite des deutschen Hauptbuches verrechnet werden können, sofern man überhaupt etwas miteinander verrechnen will. Denn der Bereich, in dem sich etwa „Canaris“ oder „Der letzte Akt“ abspielen, der Bereich der obersten und geheimen Befehlsstellen oder der Reichskanzlei und unmittelbaren Umgebung Hitlers, ist gerade jener, der den meisten Deutschen objektiv unzugänglich war. Mit der allgemeinen Erfahrung der Undurchsichtigkeit politischen Ränkespiels, zumal in der Diktatur, ausgestattet, fällt es nun leicht, subjektiv abzurücken und biedermännisch zu erklären, dies alles sei zweifellos furchtbar gewesen, doch habe man als einfacher Staatsbürger oder Parteigenosse weder von Spionage und Widerstand im Amte Canaris noch von der Hybris in der Reichskanzlei etwas wissen können. Ist dieses Argument in diesem Zusammenhang auch bisher nicht öffentlich verfochten worden, so steht doch darin, mit welchen Gefühlen und Gedanken der deutsche Kinobesucher diese Filme verläßt. Ist es persönliche Betroffenheit? Steht die Rolle der eigenen Person in der damaligen Zeit vor dem Gewissen zur Debatte? Oder war dies alles nur ein Schauspiel, ein historisches Bilderbuch, grausig zwar, doch ohne Bezug auf die eigene Person? Wir können es nicht an Hand dieser Filme entscheiden, die ihr Sujet der höchsten Staatsebene entlehnen. Lediglich einer der beiden Filme über den deutschen Widerstand, der mit dem Titel „Der 20. Juli“, hebt die Darstellung von dieser höchsten Ebene hinunter ins Privatleben des einzelnen Bürgers und zeigt in einigen Szenen, daß der Widerstand durchaus nicht nur auf Personen in jenen höchsten Stellen beschränkt war, sondern auch aus einem weniger weiten Blickwinkel heraus als Notwendigkeit erkannt und betrieben wurde.

Der Verdacht, diese Filme könnten nicht das persönliche Gewissen mahnen, sondern sogar der Haltung Vorschub leisten, man habe ja nichts gewußt und nichts tun können, wird leider auch von den aus alten Wochenschauen zusammengestellten Dokumentarfilmen genährt. Hier endlich erscheint der Durchschnittsdeutsche auf der Leinwand, nicht die Spitzen des Heeres, der Regierung oder Verwaltung. Was aber geschieht? Der Kommentator spart im Film nicht mit Bemerkungen über den braven deutschen Landser, der eben ahnungslos und guten, aber falschen Glaubens für Hitler erst einen frischen und dann einen erbarmungslosen und dreckigen Krieg geführt habe — ein Glück, daß wenigstens der Eid nicht bemüht wird.

Doch während diese Filme in den großen Kinos laufen, werden zur gleichen Zeit in Studios und Matineen gelegentlich andere deutsche Filme mit ähnlicher Themenstellung gezeigt. Allerdings sind sie sämtlich in den ersten Jahren nach dem Zusammen-

bruch gedreht worden. Sie heißen etwa: „Ehe im Schatten“, „Affaire Blum“ oder „Die Mörder sind unter uns“. Auch hier wird die jüngst vergangene Zeit — Judenverfolgung und Grausamkeit im Krieg — abgehandelt — doch ist der Unterschied verblüffend und vielsagend zugleich. Diese Filme, die nur gelegentlich gezeigt und schon gar nicht fortgeführt werden, wenden sich an jeden, der da im Zuschauerraum sitzt: denn die Handlung nimmt sich des alltäglichen, privaten, ganz gewöhnlichen Menschen an. Hier stehen wahrlich der einzelne und seine Verantwortung, seine Mitschuld und Mitqual, sein Versagen und seine Konflikte zur Debatte, ohne daß ihm der Film einen moralischen Dispens erteilt oder ihm die Möglichkeit gäbe, sich unbeteiligten Gemüts davonzumachen. Die neuen deutschen Filme über die jüngste Vergangenheit vermitteln nicht den Eindruck, daß man durch sie versuchen will, die Einsicht in dieses Kapitel der deutschen Geschichte zu bewirken. Sie sind vielmehr Beweis dafür, daß man die Frage der Mitverantwortung jedes einzelnen aus dem Wege geht.

C. Ch. Kaiser

Klage und Anklage

Die Studiobühne hat einen mutigen Griff getan, als sie für ihre erste Aufführung im Wintersemester André Obeyes „Une Fille pour du Vent“ wählte. Das 1952 — als Hörspiel zunächst — geschriebene Stück ist in Deutschland noch kaum gespielt worden. Es ist eine einzige Verurteilung des Krieges, ist tiefste Klage und heftigste Anklage, auf antike Verhältnisse übertragen, sublimierter als Brecht, handfester als Sartre oder Anouilh.

Iphigenie muß in Aulis geopfert werden, damit die Götter den Griechen für ihre Kriegsfahrt gegen die Trojaner günstigen Wind bescheren. Mit dem Opfer eines unschuldigen Menschen beginnt der Krieg und mit einem Betrug zugleich. Der „Alte“, der gefürchtete und allgewaltige Oberpriester Kalchas wird am Schluß entlarvt. Er hat Himmel und Wolken tagelang beobachtet und gewußt, daß zur gleichen Stunde, in der Iphigenie geopfert wird, die wochenlange Windstille vorüber sein und der Wind aufkommen wird. Kalchas, der „Mann mit dem Kopf aus Stein und dem Herzen aus Stahl“, opfert dennoch Iphigenie: Sein Ansehen und seine Macht werden dadurch gefestigt. Als berechnendes Geschäft der ratio wird enthüllt, was sich als göttlicher Auftrag ausgibt. Darob ist selbst der aufgeklärte, nichts hinnehmende, alles in Frage stellende Odysseus entsetzt.

Bei zwei Gestalten laufen die Fäden des Stückes zusammen, sie sind die Brennpunkte, in denen die Anklage gegen die Sinn-

schaut nüchtern und klar das abgründigste Scheußliche, das geschehen soll, er spricht es aus, daß „die Götter und wir Partner sind in einem schmutzigen Geschäft“. Aber ihm fehlt die Kraft zum Handeln; der Erkenntnis und den Worten folgt nicht die Tat, die allein zu ändern vermag. Dies ist die Schwäche des Stückes, die Schwäche Obeyes, die auch im „Revue de l'Etoile“ vorhanden ist. Oder spricht sich darin die Resignation Obeyes aus, daß es keinen Ausweg aus dem Inferno der Kriege gibt, daß sie unvermeidlich sind? Obeyes Odysseus ist ein liebenswertes Beispiel dafür, daß Vernunft und Verstand des Gefühls und des Herzens nicht zu entbehren brauchen, daß sie zusammen erst den ganzen Menschen ausmachen. — Menelaos steht auf der Seite des Odysseus, gegen Wahnsinn und Unmenschlichkeit, aber er bleibt gleichsam eine Stufe unter Odysseus, er kann sich vom Gefühlsmäßigen und Intuitiven nicht freimachen und verliert dabei den Blick für die realen Möglichkeiten. (Georg Ely setzte als Menelaos sein kräftiges Organ allzusehr im Fortissimo ein und seine stets leicht angewinkelten Arme gaben ihm mehr das Aussehen eines griffbereiten Ringers als eines königlichen Feldherrn). — Dem Diener des Feldherrn mit seiner gläubig einfältigen Dummheit verlieh Wolfgang Schön-Siener schlechthin überzeugend echte Züge.

Das Wort ist alles in dem Stück, und Harald Schäfer, Regieassistent an den städtischen Bühnen, sorgte dafür, daß es nicht in den Wind gesprochen wurde. Das mit sparsamen Mitteln angedeutete Bühnenbild und die einheitlichen stilisierten Kostüme der Darsteller unterstrichen die zeitlos gültige Aussage des Dramas.

Ein Wort ist noch zu sagen. Es scheint leichter zu sein, unter den Studenten Schauspieler zu finden, als Zuschauer. Eine Theaterpremiere im Studentenhaus sollte eine Angelegenheit der gesamten Studentenschaft, sollte ein großes Ereignis sein. Aber nur die Stuhlreihen im vorderen Drittel des Saales waren besetzt. Der schmale Geldbeutel dürfte nicht schuld daran gewesen sein, denn der Eintritt ist für Studenten frei. Unsere Studierenden scheinen, je jünger sie werden, um so mehr in vornehm-zurückhaltender Greisenhaltung zu erstarren. Siegfried Birkner

Für Volkswirte und Juristen

Paulsen, Allgemeine Volkswirtschaftslehre I, Sammlung Göschen, Band 1169, Walter de Gruyter & Co., 1956, 138 S., geb. DM 2,40.

Nur die Ziffer auf dem Umschlag deutet darauf hin, daß diesem Bändchen noch weitere zum selben Thema folgen werden. Warum hat der Verfasser, warum der Verlag nicht dargelegt, wie das Werk aufgebaut werden soll? Niemand kauft gern ein Teilstück, bevor er das Ganze übersieht. Auch die Rezension muß ein Torso bleiben, wie ihr Objekt. Paulsens vorliegende Betrachtung erstreckt sich von einer Grundlegung der Begriffe über Wirtschaftsordnung, Volkseinkommen und Wirtschaftskreislauf bis zu den Gossenschen Gesetzen. Sie ist eine zwar kurz gefaßte, aber solide Zusammenfassung der geltenden Theorie. Eins aber fällt auf: Paulsen verneint zunächst, daß eine natürliche Harmonie zwischen Eigennutz und Gemeinwohl bestehe (S. 27), führt dann beim Überblick über die konkreten Wirtschaftsordnungen (S. 32) aus, daß im ganzen eine Ausdehnung der „geplanten“ Bereiche der Wirtschaftstätigkeit vorzuliegen scheint, beschäftigt sich im folgenden aber ausschließlich mit der Verkehrswirtschaft, obwohl bei dieser Einleitung eine theoretische Erörterung planwirtschaftlicher Probleme logisch konsequent wäre. Schließlich gibt es heute in jedem verkehrswirtschaftlichen System bereits so bedeutende planwirtschaftlich geordnete Bereiche, daß eine volkswirtschaftliche Theorie, die daran vorbei geht, unreal bleiben muß. Will man das nicht, dann soll man die Ehrlichkeit haben, statt von „Allgemeiner Volkswirtschaftslehre“ von einer „Allgemeinen Lehre der Verkehrswirtschaft“ zu sprechen.

Wie sich Paulsen wirklich dazu stellt, kann erst beantwortet werden, wenn sein Werk abgeschlossen vorliegt. Vielleicht darf trotz seiner Beanspruchung durch das ihm kürzlich übertragene Rektorat der Freien Universität Berlin mit baldiger Fortsetzung gerechnet werden. K.

Hunn, Arbeitsrecht, 14. Heft der Reihe „Prüfe Dein Wissen“ von Heinrich Schönfelder, C. H. Beck, München und Berlin, 1955, 82 S., kart., DM 3,50.

Zu den Hauptgebieten des rechtswissenschaftlichen Studiums gehörte das Arbeitsrecht bisher nicht; einschlägige Vorlesungen beschränken sich nach wie vor auf grundsätzliche Fragen der Arbeitsverfassung, des Arbeitsvertrages, der Normenverträge usw. Es wird sogar von Juristen behauptet, Arbeitsrecht sei gar kein Recht, seitdem Laien soviel darin zu sagen hätten. Dieses Geschrei hat Hunn aber nicht gehindert, aus alltäglichen arbeitsrechtlichen Situationen heraus gerade die praktisch-technische Seite von Arbeits- und Betriebsverfassung, Arbeitsverhältnis, Arbeitsschutz und endlich Arbeitsgerichtsbarkeit und Schlichtung leichtverständlich zu entwickeln. Dazwischen sind kurze Fragen getrennt nach Umfang und Aufbau des Arbeitsrechts und seiner Institutionen. Bei der Auswahl der Fälle wurde vor allem versucht, Sinn und Grenzen der einzelnen Arbeits-„Rechte“ und Pflichten (Dienstpflicht, Treupflicht, Fürsorgepflicht, Recht auf Gleichbehandlung, Recht zur Kündigung usw.) herauszuarbeiten. Das Büchlein kann dem Studenten die systematische Vorlesung ergänzen; Unternehmern, Betriebsräten und angehenden Laien-Arbeitsrichtern vermag es auch zur ersten Einführung in dieses Rechtsgebiet zu dienen. K.

C. SCHAPER

KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL

FRANKFURT A. M.
JORDANSTRASSE 33 · FERNRUF 7 44 85

Mit Millionen von Wettfreunden
ständig im Dienste des Sports

 **HESSEN-TOTO**
IM WEST-SÜD-BLOCK

Von gelebter Poesie

Wer über die Poesie zu reden unternimmt vermag nichts Endgültiges, nichts Vollständiges zu sagen. Dies wußte Paul La Cour und schrieb sein Tagebuch — Notizen, Bilder, Aphorismen, Gedanken eines Dichtenden über Gedichte.

Mit wenigen Worten zusammenfassen, was La Cour nur durch die Form des Unabgeschlossenen so reich und doch nur als Annäherung zu sagen vermochte und zu sagen auch nur beabsichtigte, hieß gerade das tun, was er vermeiden wollte: auf eine Poetik die lebendige Fülle zu reduzieren. Aber wir können auf das weisen, worin jede dieser Notizen ihren Brennpunkt hat: die Realisierung des Gedichtes im Wort. Damit tritt La Cour in die Reihe jener Lyriker seit Mallarmé, denen der Vorgang des Entstehens eines Gedichtes ebenso wichtig ist und interessanter noch als das Gedicht selbst. Aber bei La Cour geht es im letzten doch um etwas anderes noch, um etwas, das vor dem Gedicht liegt („Vor der Sprache“ ist die erste Notizen-Gruppe betitelt) und für ihn wesentlicher ist als das Dichten: die Poesie. Es sei gleichgültig, ob die Menschen mit Gedichten lebten oder keine hätten; das einzig Bedeutungsvolle sei, ob das Leben für sie poetische Existenz besitze. Wir müssen aber recht verstehen: keine gelegentliche Flucht aus der Wirklichkeit in ein schöneres Land der Poesie, sondern „poetische Existenz des Lebens“. Sagen wir anders „poetische Realität“ und lesen La Cours Notizen aus dem Abschnitt „Das Wundervolle“: er spricht von einem Bilde Bonnards, „Der Ochse und das Kind“, von der wie eine Rose leuchtenden Farbe des Tieres: Bonnard habe jenen einzigen Augenblick gefunden, in dem der Ochse in die Märchenhaftigkeit des Lebens gekleidet gewesen sei. „Welch unvergleichliche Wahrheit!“ sagt La Cour — es war der Augenblick der poetischen Realität des Lebens und ist die Wahrheit des großen Gedichtes.

Im Gewande des Gedichtes nur werde das Mysterium der Poesie greifbar für uns. Was aber empfängt das Gedicht von ihr? Nicht Stimmung, die sei der Tod der Poesie, ihr Name Ohnmacht; und auch keinen Gedanken: „Erst muß du im Wortlosen fühlen, dann ausdrücken, was dein Gefühl dich sehen ließ.“ So ist der Gewinn für das Gedicht aus dem poetischen Augenblick ein Gefühl, dem sich die Worte zuordnen müssen; diese Zuordnung ist der Vorgang des Dichtens. Aber das Gefühl? Eine Realität! Eine Wahrheit, wesentlich und objektiv. Es hat nicht Sinn, ihr weiter nachzuzuforschen, wir brauchten dann keine Dichter. Aber wie diese Realität ins Wort hinüberzuretten ist, diesem Geheimnis nicht mehr der Poesie sondern nunmehr des Dichtens, ist La Cour auf der Spur.

Wir erwarten viel von ihm, der Eluard so fein zu interpretieren weiß, der Lorcas „Gelbe Balladen“ liebt und mit den Dichtungen René Chars vertraut ist: das Wesensbild des modernen Gedichtes. Aber wir erwarten von vornherein zu viel. Wer das Gedicht im „Wunderbaren“, in der „Poesie“ ansetzt, wird nicht nur dem modernen Gedicht nicht gerecht und möchte wohl die Lyrik von der Sappho bis Char auf wenige hundert Verse begrenzen können. „Das Gedicht sei kein Gedanke“, sagt La Cour — aber das moderne Gedicht ist weitgehend gedanklich, wenn auch artistisch in Bildern gedachter Gedanke oft. „Die Sprache war nichts, solange sie das nicht erklärte, was keine Worte besitzt“, so La Cour; wir aber denken an die Maxime Mallarmés, ein Gedicht entstehe nicht aus Gefühlen sondern aus Worten, an Wassily

Kandinsky, der 1910 das erste abstrakte Bild malte und im „changement d'instrument“ damals auch Gedichte, „Klänge“ schrieb, wie die Malerei auf ihre Elemente Farbe, Linie, so die Dichtung auf das Wort zurückführend, das nun gerade nicht mehr über sichhinausweisen, Chiffre für etwas sein soll, sondern es selbst sein will. Nun er war Maler, aber es folgten andere, Schwitters Arp. Und wenn für La Cour das Gedicht Gnade ist, die dem Wachsamem zuteil wird — nicht blind wähle die Poesie —, wir haben nichts dagegen, daß ein Gedicht „gemacht“ wird; das Dichten als Handwerk hat weniger Anrühiges für uns heute als das Diktat des Gedichtes aus der Tiefe des Wesens oder woher auch immer.

Wir können wohl heute weniger denn je das Gedicht in den Bezirk des Lyrischen eingrenzen, mögen dort auch die schönsten, reichsten Verse zu suchen sein; aber was La Cour zu Gedichten gerade dieses Bereichs zu sagen hat, sollten wir hören; es ist tief und schön oft und von erfreuender Aufrichtigkeit. Für das Verständnis von Dichtung werden wir viel aus diesem „Tagebuch“ eines Dichtenden gewinnen, der um die Mittel weiß, die heute der Dichter hat, den Augenblicken der Poesie im Wort Realität zu geben.

Britta Titel

*) Paul La Cour: „Fragmente eines Tagebuches“, aus dem Dänischen übertragen von Albrecht Leonhardt. — „Bücher der Runde“ bei Georg Schauer Frankfurt am Main, 1953, 160 Seiten, kart. 8,50 DM.

„Späße und Probleme“

Eine geistige Kostbarkeit schenkte uns der Verlag Langen-Müller in seinen „Kleinen Geschenkbüchern“ mit einem Bändchen von Georg Christoph Lichtenberg: „Späße und Probleme“. Der Text wurde sorgfältig ausgewählt und mit einem Nachwort über die Person Lichtenbergs versehen von Dr. Owlglass. Skizzenhaft möge hier das Leben und Wirken des großen Denkers unserer Heimat dargestellt werden, eines Mannes, der ein würdiges Beispiel gibt, daß der Satz „Mens sana in corpore sano“ keineswegs stimmen muß.

Georg Christoph Lichtenberg wurde als 18. Kind des ev. Pfarrers am 1. Juli 1742 in Ober-Ramstadt bei Darmstadt geboren. Durch einen unglücklichen Sturz in seiner frühen Kindheit am Rückgrat verletzt und dadurch von mißgestaltetem Wuchs, studierte er in Göttingen Mathematik und Naturwissenschaften, um an der dortigen Universität 1769 Extraordinarius, sechs Jahre später Ordinarius für Physik zu werden. Sein ganzes Leben verbrachte er, mit Ausnahme von zwei für ihn bedeutsamen Englandreisen, an der Universität Göttingen und starb dort am 24. Februar 1799.

Doch nicht als Physiker wurde Lichtenberg berühmt, sondern durch seine Fragmente und Aphorismen lebt er in der Welt der Literatur und Wissenschaft weiter. Sein regsamer und vielseitiger Geist, sein unerbittlich scharfer Verstand setzte sich mit aktuellen, aber auch mit Fragen der Ewigkeit auseinander. Seine Hauptwerke sind das gegen Lavater gerichtete Buch „Über die Physiognomik“ und die „Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche“. Daneben kann man ihn wohl als einen der größten Satiriker Deutschlands bezeichnen. Seine Aphorismen können in unserer Zeit noch immer durch ihren vorzüglichen Stil entzücken. Wenn Goethe ihn auch einmal bezeichnete als „keine konstruktive Natur wie Äsop und Sokrates, nur auf die Entdeckung des Mangelhaften gestellt“, so mußte er ihm andererseits anerkennen, die „wunderbarste Wünschelrute“ zu sein. Dieses Bändchen wird jeden Freund echter, geistvoller Satire erfreuen, denn — wie der Herausgeber zum Geleit Goethe zitiert — „wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen“. Einige dem Bändchen entnommene Aphorismen mögen das beweisen:

„Ich glaube, daß einige der größten Geister, die je gelebt haben, nicht halb soviel gelesen hatten und bei weitem nicht soviel wußten als manche unserer mittelmäßigen Gelehrten. Und mancher unserer sehr mittelmäßigen Gelehrten hätte ein größerer Mann werden können, wenn er nicht soviel gelesen hätte.“

„Ein etwas vorschnippischer Philosoph, ich glaube Hamlet, Prinz von Dänemark, hat gesagt, es gebe eine Menge Dinge im Himmel und auf der Erde, wovon nichts in unseren Kompendien stände. Hat der einfältige Mensch, der bekanntlich nicht recht bei Trost war, damit auf unsere Kompendien der Physik gestrichelt, so kann man ihm getrost antworten: gut, aber dafür stehen auch wieder eine Menge von Dingen in unsern Kompendien, wovon weder im Himmel noch auf der Erde etwas vorkommt.“

„Ein großes Licht war der Mann eben nicht, aber ein großer bequemer Leuchter. Er handelte mit anderer Leute Meinungen. Er war Professor der Philosophie.“

„Es ist, wie die tägliche Erfahrung lehrt, sehr wenig Anstrengung nötig, etwas zu sagen, das eine ganz beträchtliche erfordert, es zu verstehen. Hingegen erfordert es außerordentlich viel Talent, einem vernünftigen Manne etwas Neues und Wichtiges so leicht vorzutragen, daß er sich freut, es jetzt zu wissen, und sich schämt, es nicht selbst bemerkt zu haben. Letzteres ist ein so charakteristisches Zeichen von einem großen Schriftsteller, daß wenige solcher Bemerkungen einen ganzen Band alltäglicher Dinge veredeln können.“
Mushake

*) Langen-Müller's Kleine Geschenkbücher, Bd. 14, 68 S., bibliophil gebunden, Preis 3,80 DM, Verlag Albert Langen-Georg Müller, München.

Luise Pollinger

PAPIER · BUROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 77 55 89

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

- Ungarn — Experimentierfeld des Kreml.
Wolfram Daniel in Deutsche Rundschau, 1955, H. 10.
- Zerreißprobe der Wiederbewaffnung.
Arnold Künzli in Deutsche Rundschau, 1955, H. 10.
- Das Phänomen Hitler.
Friedrich Langenfaß in Zeitwende, 1955, H. 11.
- Struktur und Charakter der deutschen Emigration.
J. G. Maier-Hultschin in Politische Studien, 1955, H. 67.
- Tarifpartner am Scheidewege.
Hans M. Müller in Zeitwende, 1955, H. 11.
- Kollege Fricke.
Harry Pross in Deutsche Rundschau, 1955, H. 10.
- Das Unbedingte. Zur Frage des Soldaten-Eides.
In Die Gegenwart, 1955, H. 24.

Wissenschaft

- Ortsbestimmung der Technik.
Walther Gerlach in Deutsche Universitätszeitung, 1955, H. 21.
- Zwei Diagnosen der Angst. Kierkegaard und Freud.
Ludwig Marcuse in Der Monat, 1955, H. 86.
- Ehrfurcht vor einer verwandelten Natur. Zwei Bemerkungen zum Verhältnis von Natur, Technik u. Humanismus.
Simon Moser in Deutsche Universitätszeitung, 1955, H. 22.

Kultur

- Dichten heute.
W. H. Auden in Merkur, 1955, H. 11.
- Das Bauhaus und die weiße Rose. Über die neueste deutsche Hochschule.
Walter Dirks in Frankfurter Hefte, 1955, H. 11.
- Vom Lesen und Gelesenwerden. Zur Soziologie e. Buchkritik.
Michael Freund in Der Monat, 1955, H. 86.
- Schwarz und Weiß in USA.
Heinz-Joachim Heydorn u. Joachim Ernst Berendt in Frankfurter Hefte, 1955, H. 55.
- Sonderheft Indien.
In Universitas, 1955, H. 11.
- Ich lerne Fernsehen.
Friedrich Luft in Der Monat, 1955, H. 86.

Theorie und Praxis

Das Studium der Volkswirtschaftslehre soll einen Einblick in die Beziehungen ökonomischer Erscheinungen im Rahmen einer Gesamtwirtschaft geben und versuchen, mit Hilfe von (gedanklichen) Modellen einzelne Tatbestände zu erklären und ihre Zusammenhänge untereinander zu erläutern. Als geschlossene Wissenschaft ist die Wirtschaftstheorie erst jungen Datums, sie entstand im 18. und 19. Jahrhundert, und doch gab es schon vorher Wissenschaftler, die zu Einzelproblemen Stellung nahmen. Nun ist aber der heutige Stand einer Wissenschaft, auch der Wirtschaftstheorie, nur ein Zwischenstadium im Prozeß einer Entwicklung und ohne die vorangegangenen geschichtlichen Tatsachen und Theorien nicht denkbar, zugleich aber die Grundlage für das zukünftige Denken und Handeln. Dies gilt nicht nur für den Stand einer Wissenschaft, sondern für alle Gedanken, Handlungen und Erscheinungen eines Volkes, eines Individuums oder eines Zustandes. Darum ist auch für das Verständnis der modernen Wirtschaftstheorie die Kontrolle ihrer Geschichte unumgänglich. Wie gewaltig war doch der Einfluß der Weltwirtschaftskrise um 1930, und ohne ihre Existenz wären die Lehren von Keynes überhaupt nicht denkbar. Dabei lernen wir ferner allgemein vorhandene Vorurteile, z. B. daß die bestehende Gesellschaftsstruktur als unabänderlich anzusehen sei, als solche erkennen und gewinnen dadurch die Möglichkeit ihrer Überwindung. Die Kenntnis der Geschichte der theoretischen Volkswirtschaftslehre ist also nicht das Lernen eines veralteten, späterhin als falsch erkannten Wissensstoffes. Überhaupt kann eine Theorie nicht falsch sein, es sei denn, sie verstoße formal gegen die Logik, sondern die Daten, die ihr zu grunde lagen, haben keinen realistischen Bezug (mehr) zur gegenwärtigen Wirtschaftsordnung.

Vor einiger Zeit ist in dem Bund-Verlag Köln eine „Geschichte der theoretischen Volkswirtschaftslehre“ von Dr. L. J. Zimmermann*) in Übersetzung von Dr. W. H. Hankel erschienen. Dieses sehr moderne Buch geht nicht von den Lehren der einzelnen Nationalökonomien aus, sondern gibt eine Übersicht über die Entwicklung der Nationalökonomischen Schulen. Dabei strebte Zimmermann danach, solche Theorien herauszuarbeiten, die für eine Epoche charakteristisch waren, d. h. „die das Wirtschaftsmilieu“ der betreffenden Epoche am treffendsten einfingen. Ferner wird versucht, das Schicksal dieser Theorien möglichst bis auf den heutigen Tag zu verfolgen. Dabei wird auf nebensächliche biographische Daten verzichtet und der große Rahmen in den Vordergrund gestellt. Besonders erwähnenswert ist, daß Zimmermann sein Buch nicht etwa mit dem Jahre 1930 abschließt, sondern selbst die Erkenntnisse und Entwicklungen des letzten Jahrzehnts mitverarbeitet hat. In seinem übersichtlichen Aufbau und seiner ebenso klaren Darstellung kann man das Buch als ein wirklich gelungenes Werk jedem an Nationalökonomie interessierten Leser wärmstens empfehlen, zumal der Autor sich weitgehendst, wenn auch nicht immer gelungenermaßen, befreit hat, die Darstellung von subjektiven Gesichtspunkten freizuhalten. Als Schluß versucht Zimmermann nochmals, rückblickend den Zusammenhang zwischen Geschichte der Wirtschaft und Geschichte der Wirtschaftswissenschaften aufzuzeigen und daraus die Lehre zu ziehen, daß man in der Wissenschaft stets „auf der Hut sein“ muß, da die „Prämissen der Theorien rasch veralten“, die „Daten sich ändern“ und daher die in der Vergangenheit richtigen Modelle für die Gegenwart unbrauchbar werden.

Mushake

*) Dr. L. J. Zimmermann: „Geschichte der theoretischen Volkswirtschaftslehre“, Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, 266 S., Ganzleinen, 15,80 DM.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf - B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!



The British Centre

„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Kaiserstraße 48

Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Dezember 1955

Vortrag:

Thursday, 15th, December 1955, 18.30 hrs., English, Mr. John PLAMENATZ, Nuffield, Oxford, „Equality in a modern Industrial Society“ — what exactly can be meant by equality in a modern industrial society where the structure of society, whether it is „capitalist“ or „socialist“ seems to make very great inequalities inevitable. — Mr. Plamenatz derives some of his ideas from TAWNEY.

Filme:

12. 12.—17. 12. 55. „Weltflughafen Meer“. Film über ein modernes Flugboot für 200 Passagiere. „Flieger zu See“. Ausbildung von Seefliegern der britischen Marine. „Aircraft today and tomorrow“. Die brit. Flugzeugproduktion kurz nach dem Kriege.
19. 12.—23. 12. 55.: Einer starken Nachfrage von seiten unserer Besucher entsprechend zeigen wir in der Vorweihnachtswoche noch einmal den offiziellen Film von der Krönung Elisabeths II. „Eine Königin wird gekrönt“. Hierfür besondere Vorführungszeiten: Montag, Mittwoch, Freitag um 14 und 16 Uhr, Dienstag und Donnerstag 14, 16 und 18 Uhr, Sonnabend keine Vorführung. Vom 25. bis 31. Dezember 1955 bleibt „Die Brücke“ für das Publikum geschlossen.

Vorführungszeiten:

Montag bis Freitag 14.00, 15.30 und 17.15 Uhr, Samstag nur 14.00 und 15.00 Uhr.

Für Schulen und Vereine Sondervorführungen des jeweiligen Wochenprogramms nach vorheriger fernmündlicher Vereinbarung (Telefon 3 37 94).

Regelmäßige Veranstaltungen:

„Play Reading“. Mittwoch, den 7. Dezember 1955, 20 Uhr: Rattigan: „French without Tears“.

Unsere Besucher verweisen wir auf zwei kleine Ausstellungen, die zwischen dem 12. und 21. Dezember 1955 in unseren Räumen gezeigt werden.

In der Bibliothek werden Sie Neuerscheinungen der Serie „Writers and their Work“ sehen, herausgegeben im Auftrage von British Council und der National Book League vom Verlag Longmans, Green & Co.

Im Schaufenster dagegen werden Sie eine Sammlung von Fotos unter dem Thema „British Country Houses and Gardens“ betrachten können.

Ein paar Schritte weit

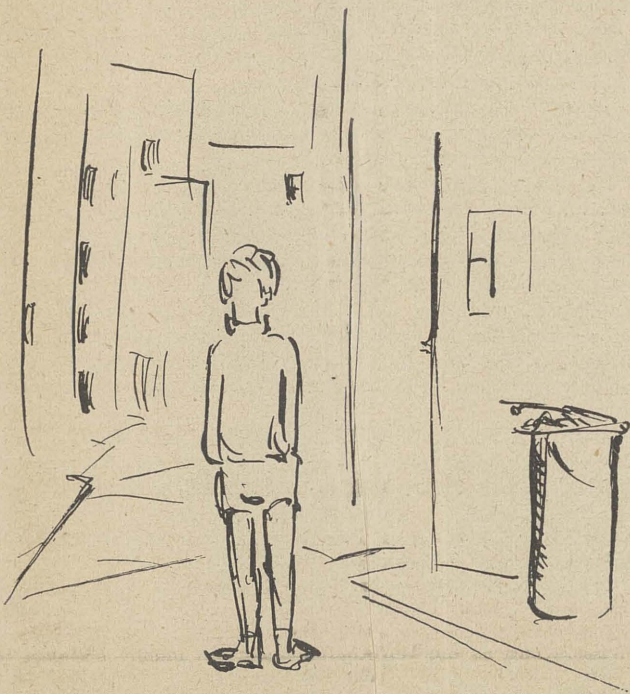
Von H. Heckmann

Er kroch aus seinem Bett hervor. Nachtkühle hüllte ihn ein. Er fröstelte, aber die Angst, Geräusch zu machen, ließ ihn alles vergessen. Geduckt schlich er über die Diele, jeden Augenblick bereit, dem Schrecken zu begegnen, der sich im Schweigen versteckt hielt. Er tauchte aus dem Mondlicht, das milchig durch die Scheiben floß, in das Grau.

Vorsichtig, zuerst mit den Zehenspitzen auftretend, um dann langsam auf die Sohlen zu sinken, bewegte er sich auf die Tür zu. Den Kopf hielt er schräg im Lauschen. Sein Herzschlag schien irgendwo im Zimmer zu pochen, ein Tier, das sich in tap-sigen Schritten näherte. Er sah sich im Spiegel verschwimmen, die Haare wirr über großen Augen — das Schwarz verschluckte ihn, gab ihm nicht mehr frei.

An der Tür wandte er sich noch einmal um. Das Zimmer lag wie eine Falle hinter ihm, von der Dämmerung seltsam verwandelt. Im Mondlicht lauerte der Schrank vor dem Tisch. Über dem Stuhl hing ein Hemd. Muffiger Geruch weckte Erinnerungen. Bilder drängten sich vor. Er pfiß zwischen den Zähnen. Die Schatten schmiegen sich enger an den Boden. Die Tür schwappte auf.

Langsam, manchmal den Schritt anhaltend, stieg er die Treppe hinunter. Vierzehn Stufen. Die Hände ließ er die raue Wand entlang gleiten. Oben, im Seitenzimmer, hörte er rüchelnden Atem, wirre Wortfetzen, das Knarren eines Bettes. Sie schliefen.



Er spuckte aus und stolperte durch die Tür auf die Straße. Der Lärm verdichtete sich zu einem nie endenwollenden Echo. Er drückte sich an die Hauswand, preßte den Atem zurück und lauschte. Schattig wuchsen die Häuser im Mondlicht hoch. Ein Wind sprang auf ihn zu und griff in seine Haare. Kalte Feuchtigkeit klebte an seinen Händen. Er strich sich über seine Hosen, löste sich plötzlich von der Mauer und rannte, die Fäuste vor sich her stoßend, über das bläuliche, bis ihn schwindelte.

Er hatte die dreckig trübselige Welt hinter sich vergessen — das schiefgeduckte Haus an der Ecke, die unverkleidete Bretterwand, durch die man einen zerfallenden Bauplatz erblicken konnte, den Gestank nach Urin und alter Wäsche. Hinter ihm zitterte das feinmaschige Netz, durch das er entwischt war. Er hatte es vergessen, so gut er es konnte.

In seinen weiten Träumen trug er eine Welt mit sich herum, die immer einen Schritt weiter weg war.

Er sah zurück und vergrub seine Hände tief in den Taschen und schlenderte weiter, immer den zusammengekauerten Schatten neben sich. Dann und wann blieb er stehen und suchte hinter den Dächern die Richtung, die ihn zu den Bergen führen würde.

Oft hatte er, den Kopf durch die Dachluke gezwängt, den Horizont mit seinen grauscharfen Augen angetastet. Die schneeigen Gipfel lagen greifnahe.

Er zählte seine Schritte und kaute mechanisch an einem Stück Holz, das er aus seiner Tasche hervorgekramt hatte. Ein Hund trotzte aus einer Nebenstraße zu ihm heran, strich ihm mit seiner feuchten Schnauze über die Knie. Abgemagert und mit ängstlich hängender Rute war er immer bereit zu fliehen. Der Junge ließ ihn an seinen Händen lecken, hockte sich neben ihm hin und lehnte den Kopf an das Fell.

„Alter Stinker!“

Er sprach mit heiserer Stimme monotone Sätze, die ihm gerade einfielen. Bestürzt, all der Freude und Hoffnung beraubt, die seine ersten Schritte beschleunigt hatten, überkam ihn plötzlich ätzender Haß gegen das, was ihn wie eine harte Hand umschloß. Der Hund drängte sich enger an seine Schultern.

Von ferne stakten Schritte. Eine Frau ging auf hohen Hacken langsam, eine Tasche hin und her schwenkend, auf den Jungen zu. Der Hund sprang mißtrauisch hoch und blühte, indem er sich hinter den Jungen zurück zog. Die Frau lachte auf.

„Du bist wohl mein Kavalier? Ziemlich spät für deine Größe.“

Sie neigte sich über ihn und strich ihm die Haare aus dem Gesicht. Der Hund hockte sich hin und lauerte dampfigen Atem aus seinem Maul stoßend. Der Junge räkelte sich herum und trotzte, seine Abneigung war deutlich.

„Spiel dich nicht auf? Ich könnte deine Mutter sein.“ Er haßte die schnarrend herausfordernde Stimme, die ihn überfiel, und schrie, als könnte er sich vor ihr befreien.

„Du Hure! Du Hure!“

Ihr Gesicht zerfiel, der Mund rutschte auf.

„Ahhhhhhh.“

Er wußte, es war ein böses Schimpfwort, obwohl er nicht sicher war, was es eigentlich bedeutete. Er sah, wie sie die Tasche hochriß, um sie nach ihm zu werfen, weil sie ihn mit der Hand nicht erreichen konnte. Ihre Worte ballten sich zu einem Schrei.

Er lief, den Hund neben sich, bis der Schweiß seine Haare verklebte. Noch lange hörte er ihre Stimme. Es war wunderbar. Er fühlte deutlich, daß ein schluchzender Laut von seinem Herzen verlangt wurde, ein Kriegsgeschrei, mit dem er sich über die ganze Welt hinwegsetzen konnte. Der Hund jaulte auf und drängte. Der Junge beugte sich herab.

„Los, du alter Stinker.“

Aus dem Grauschweigen der Straße heulte plötzlich ein Motor auf. Zwei Lichter flossen über den Jungen, daß er schützend den Arm vor die Augen hielt. Er drehte sich zur Seite. Der Hund kauerte sich nieder: es war, als würden ihm alle Gedanken seines Begleiters auf merkwürdige Art mitgeteilt. Er reagierte blitzschnell, aber immer in einer ausladenden Bewegung, eifrig bedacht, fliehen zu können. Das Mißtrauen saß ihm unverkennbar in den Augen — die Angst, die überall aufklomm.

Der Junge war stolz. Oft pfiß er auf den Fingern, um das gespannte Gesicht des Hundes erwartend vor sich zu sehen. Dann fuhr er mit der Hand über die hochgestellten Ohren und lachte.

„Du alter Stinker!“

Zwei Männer, unsicher in der Haltung, taumelten aus einer Häuserfront, bestrebt, voneinander loszukommen. In einem wirren Knäuel verstrickt torkelten sie über die Straße und schlugen mit Fäusten aufeinander ein. Worte gingen im Geschrei unter. Sie waren außerstande, alleine stehen zu bleiben und fielen sich immer wieder in die Arme, während sie zwischen atemlosen Stöhnen ihre Feindschaft beteuerten.

„Ich schlag dich tot.“

Glänzende rauchgelbe Augen flackerten auf. Fäuste klatschten matt.

„Ich schlag dich tot.“

Sie keuchten vor Anstrengung. Schwankend, mit rudernden Armen, unfähig, sich zu verletzen, stürzten sie quer über die Straße. Der Junge duckte sich an eine Hauswand, obgleich sie ihn noch nicht bemerkt hatten. Er zögerte. Dann sprang er in wenigen Sätzen an ihnen vorüber. Der Hund folgte ihm, schlug aber den Bogen nicht weit genug, so daß die beiden Kämpfenden über ihn stolperten. Mit verzweifelter Anstrengung befreite er sich aus dem Knäuel und stürzte mit eingeknicktem Schwanz dem Jungen nach. In ihren taumelnden Streitigkeiten plötzlich unterbrochen, ließen sie beide voneinander ab und schauten dem Hund nach, Schimpfworte lallend.

Einer nahm einen gewaltigen Anlauf, den Mantel bauschig im Wind, und versuchte den Hund in riesigen Sprüngen zu erreichen. Mit Windmühlengedärden hielt er sich im Gleichgewicht.

„Verdammt er Kötter!“

Darauf überschlug sich seine Stimme in ein heiseres Gröhlen. Der andere stand schwankend, die Faust nach dem Jungen schmeißend, bis er einer plötzlichen Eingebung folgte und nach hinten stürzte. Er fiel zwischen Schatten.

Der Junge spürte, wie die Straße unter ihm wegrutschte. Sie lief wie eine schiefe Ebene vor ihm her. Häuser wuchsen spukhaft hoch, umgitterten ihn. Sein Blick verirrte sich in flirrend farbige Lichter. In diesem Zustand der Spannung, in dem die Ereignisse vorbeischnitten, fühlte er sich allein. Wände schnürten ihm die Kehle zu. Die Schritte warfen grelles Echo. Schatten griffen nach ihm. Er lief zurück. Er lief vor. Turmhoch ragten die Wände und drängten sich auf ihn zu.

Er begriff nicht und schloß die Augen.

Der Hund bettelte um ihn herum. Der Junge weinte, aber plötzlich stiegen die Berge in seinem Bewußtsein hoch. Das Gefühl schroffer Verlassenheit schwand immer mehr. Er hatte einen weiten Weg vor sich — und ging durch die Wand.

Schneeige Gipfel stießen ins Blaue. Ein leises Schwirren durchzitterte die Luft.

Der Traum hüllte sich fester um ihn. Der Kopf sank ihm auf die Schulter.

Er trat mit der Stiefelspitze in das weiße Rattengesicht mit den häßlich entblößten Fangzähnen. Es zerfällt. Der kalte Ekel fließt weg. Es ist weiter nichts zu sehen als der leere Raum, der sich bei jedem Schritt dehnte.

Eine schmale Hand weckte ihn.

„Junge, was tust du hier?“

Er schwieg.

„Wo wohnst du? Sag deinem Hund ich meine es gut mit dir. Friert du?“

Eine näselnde Stimme floß zwischen verkniffenen Lippen hervor. Herablassend beugte sich der Mann über den Jungen. Ein silberner Schal quoll aus seinem seltsam duftenden Mantel. Die Hand umschloß ein weicher Lederhandschuh.

„Wo wohnst du?“

Die Stimme wurde schmeichelnder. Der Hund zeigte die Zähne und peitschte den Schweif über das Pflaster. Der Mann zog sich ängstlich zurück. Die kleinen verstohlenen Augen flackerten.

„Ich tu dir nichts.“

Der Junge empfand ein körperliches Unbehagen, sprang vor und trat dem sich umständlich wehrenden Mann gegen das Schienbein.

„Du Lämmel!“

Der Mann ergriff die Achsel des Jungen, indem er einen Schmerzensruf unterdrückte, und schlug ihm mit der flachen Hand über den Hinterkopf. Der Junge brach lautlos zusammen.

Der Hund ließ knurrend von dem Mann ab und stemmte die Vorderpfoten auf die Brust seines Begleiters. Er winselte leise.

Der Mann stand unentschlossen und ärgerlich, daß er zugeschlagen hatte, und fuhr mit der Hand an die Stelle, wo ihn der Junge getroffen hatte. Plötzlich wandte er sich ab und Selbstgespräche murrend, ging er weiter. Er verständigte einen Polizisten, daß er ein Kind auf der Straße liegend gefunden hätte.

„Man muß etwas tun.“

Mit diesen Worten drückte er dem Verdutzten einen Geldschein in die Hand und ging, bei jedem Schritt mehr Sicherheit gewinnend, um die Ecke.

Der Polizist schritt in die angegebene Richtung, manchmal einen Zug aus der Zigarette nehmend.

„Was es nicht alles gibt!“

Er schüttelte den Kopf. Der Junge lag regungslos vor dem Hund ausgestreckt, eine Hand wie im Schlaf unter den Nacken geschoben und die Beine an den Leib gepreßt. Der Polizist warf seine Zigarette weg, die in kleinen Funken zerstob. Er rüttelte an dem kleinen Körper. Der Kopf rollte zur Seite. Der Hund knurrte. Schließlich zitterten die bläulichen Lippen und eine Flut hastiger Worte spritzten aus dem Mund.

Der Polizist beugte sich herab und nahm den vor Aufregung bebenden Leib in seine Arme und schritt steif mit eingezogenen Schultern zum Revier. Der Hund trotzte hinter ihm her und ließ ihn nicht aus den Augen.

In dem muffigen Raum, in dem zwei Uniformierte Karten spielten, wachte der Junge auf einem Stuhl auf, das rote unförmige Gesicht des Polizisten vor sich. Er sah ihn verstört an. Die Tür war nur angelehnt. Sein Gegenüber hatte sich eine Zigarette angesteckt. Seine linke Hand lag fleischig auf dem Tisch und trommelte nervös. Er fragte und fragte.

„Wie heißt du? Wo bist du ausgerissen? Los!“

Der Junge blinzelte in das grünliche Licht und gähnte. Der Polizist verschwand hinter dem Rauch, aber seine kantige Stimme ließ nicht locker. Sie lag wie ein Seil um den Jungen, der sich zuweilen davon befreite.

„Ich will nicht.“

Er betonte das Nicht. Mit den Worten gewann er Sicherheit. Der Polizist lachte, bis ihn der Starrsinn verdroß, aber die seltsame Art des Kleinen zu reden, als wollte er das Gesagte festhalten, machte ihn hilflos. Schwerfällig suchte er Kontakt, schob ihm seine Hand unter die Achsel und erzählte unter breitem Grinsen unwahrscheinliche Geschichten.

„Stell dir vor?“

Er lachte allein. Der Junge war müde. Die Umwelt verschwamm in dichtem Nebel. Aus der graublätternden Wand vor ihm stierten ihn fremdartige Tiere an. Dann sagte er es wie unter einem beharrlichen Zwang, wobei er die Augen schloß und den Kopf über die Stuhllehne sinken ließ.



„Das hätten wir gleich haben können.“

Nach einiger Zeit trat der Vater herein, notdürftig angezogen, den Mantel unordentlich übergeworfen. Sein Atem roch nach Zwiebeln und Schnaps. Er griff den Sohn an der Hand, während er mit der anderen die Hose hochzog, und zischte:

„Zuhause wirst du alles erzählen.“

Der Polizist lachte zufrieden und rieb sich die Hände.

Der Ausreißer ist müde geworden.“

Der Junge taumelte schlaftrunken an der Hand des Vaters. Er ließ sich wie eine Puppe hängen. Die Füße gingen alleine. Der Vater mürrisch, aber stolz, im Lichtkegel eines Ereignisses gestanden zu haben, gewann an Wichtigkeit und knöpfte sich den Mantel zu. Straßen. Den Jungen überfiel schattiger Schlaf.

Der Mann zog aber noch fester, daß der Kleine stolperte und fiel — über tausend Stufen in einen Traumschlund.

Der Hund folgte ihnen in weiten Bogen, die Schnauze witternd hochgestreckt.

Der Fahneneid

Einige Studenten unserer Universität haben sich im letzten Semester wegen der Eidesfrage in einem offenen Brief an den Herrn Bundesverteidigungsminister gewandt. Inzwischen ist es still geworden um diese Frage; dennoch kann sie jeden Tag wieder neu auftauchen.

Um in einer so entscheidenden Frage dann aber einen begründeten Standpunkt einnehmen zu können, ist es erforderlich, daß der Gegenstand genau abgegrenzt ist und der Zusammenhang erkannt wird, indem diese Frage mit anderen steht.

Der Fahneneid ist Eid, damit gilt für ihn, was das Wesen jedes Eides ausmacht. Iusurandum oder iuramentum nannten ihn die Römer und nennt ihn heute noch das Recht der Katholischen Kirche im Codex Iuris Canonici.

Darunter wird der feierliche Aufruf Gottes verstanden zum Zeugen für die Wahrheit einer Aussage oder die Bürgschaft für die Erfüllung eines Versprechens.

Der Anruf Gottes ist also dem Eide wesentlich. Dieser Anruf geschieht entweder ausdrücklich oder durch die Formel „ich schwöre“. So können ein äußerer und ein innerer Bestandteil unterschieden werden. Den ersten bildet die Schwurformel, die direkt oder indirekt die Anrufung Gottes einschließt. Den inneren Bestandteil macht der Eideswille aus, die innere Absicht, Gott zum Zeugen anzurufen (Mausbach).

„Durch die vorausgesetzte Wirkung des Gedankens an Gott auf die Gewissen“ werden Eide zu Zeugnissen letzter Geltung, größter Glaubwürdigkeit (Tredelenburg). Damit steht und fällt aber die Bedeutung des Eides mit dem Glauben an einen persönlichen Gott und die Eidesleistung wird ein feierliches Bekenntnis des Glaubens, „eine für die ganze menschliche Gesellschaft und besonders für den Schwörenden wichtige Religionshandlung“ (AGO v. 6. 7. 1793). Scheidet man das religiöse Moment aus, dann hebt man den Begriff auf, es bleibt nur eine feierliche Bezeugung.

Da für den Eid der subjektive Glaube an Gott Voraussetzung ist, gehört er zunächst in das Gebiet der Moral und der Religion. In der kirchlichen Gesetzgebung hat er in den can. 1316 ff. des CIC eine eingehende Regelung gefunden. Can. 1316 § 1 leitet diese Vorschriften ein mit der Feststellung: Iusurandum, id est invocatio nominis divini in testem veritatis, praestari nequit, nisi in iudicio et in iustitia.

Trotzdem ist um die sittliche Erlaubtheit des Eides von kirchlichen Vätern und Lehrern gestritten worden. Einzelne Sekten haben ihn für unerlaubt gehalten, z. B. Anabaptisten, Mennoniten, Herrnhuter, Quäcker. Ihnen ist entgegnet worden, die Erlaubtheit ergebe sich aus dem göttlichen Gebrauche, seine Anwendung in der alttestamentlichen Rechtsordnung, aus seiner Anerkennung durch Christus und dem Schwören des Paulus, sowie aus seiner Bezeichnung als „Ende allen Haders“ (Matt. 26 : 63; Röm. 1 : 9; Kor. 1 : 23). Die Antwort Christi im Verhör entsprach der Eidesform jener Zeit (Matth. 26 : 64).

Doch im Streit wurde auch die Frage aufgeworfen, wie man dann schwören müsse, d. h. welche Schwurformel die richtige sei. Gemeint ist hier die Auseinandersetzung um den konfessionellen Eid.

Die vielen Formeln, die der Formensinn des Mittelalters hervorgebracht hat, können nicht alle aufgezählt werden. Zwei, die am meisten verbreitet waren, seien hier genannt. Das Schwören bei „Gott und den Heiligen“ und der Eid bei „Gott und den heiligen Evangelien“. Grimm hat uns in seinen Rechtsaltertümern die Formel mitgeteilt: „dat mi god also helpe und de hilligen“.

Der Eid, den die Bischöfe dem Papste leisteten, begann mit der Formel: „Sic me Deus adiuvet et haec sancta evangelia“.

Iuro ego per Deum omnipotentem et filium eius unigenitum, dominum nostrum Iesum Christum et spiritum sanctum et per sanctam gloriosam Dei genetricem et semper virginem Mariam et per quatuor evangelia quae in manibus meis teneo, et per sanctos Archangelos Michaellem et Gabielem etc. . . ., so begann der Amtseid der Administratoren. Er zeigt nicht nur eine andere Formel, sondern weist uns zugleich durch die Worte „evangelia quae in manibus meis teneo“ darauf hin, daß der Eid unter Beachtung gewisser Formlichkeiten gesprochen wurde, die verschiedenen waren, je nachdem, wer schwor.

In der Goldenen Bulle finden wir diese Unterscheidung (Kap. 2 § 2) „Principes Electores ecclesiastici coram Evangelio Iohannis . . . quod illic ante ipsos poni dehebit, manus suas pectori cum reverentia superponant. Seculares vero Principes Electores dictum Evangelium corporaliter manibus suis tangant.“ Die geistlichen Fürsten schworen, während sie die Hand auf die Brust legten, das Evangelium lag vor ihnen. Die weltlichen Fürsten berührten das Evangelium mit der Hand.

Voneinander zu unterscheiden sind also folgende Arten des Eides. Nach dem Inhalte den assertorischen Eid, der die Wahrheit einer Aussage bekräftigen soll und den promissorischen, der ein Versprechen unter die Sanktion göttlicher Strafe stellen will, oder vor einer Aussage das Versprechen enthält, die Wahrheit zu sagen.

Nach der Form unterscheidet man den Worteid vom Sacheid. Beim sachlichen Eid erfolgt die Anrufung durch eine bestimmte Handlung, z. B. durch Aufheben der Schwurfinger, Berühren des Kreuzes, des Evangeliums usw.

Wenn beide Elemente zusammentreffen, liegt ein gemischter Eid vor. Der körperliche Eid ist ein gemischter Eid. Hierbei werden feste Formeln mit bestimmten Symbolen gebraucht. Der Fahneneid gehört zu den körperlichen Eiden.

Vollzieht sich die Schwurhandlung in einem besonders feierlichen Rahmen, spricht man auch vom feierlichen Eid (z. B. Aufstellen des Kruzifixes, Kerzen usw.).

Wird aber die Unterscheidung getroffen im Hinblick auf Eidfordernden und Eidnehmenden, dann teilt man ein in kirchlichen, staatlichen, gerichtlichen Eid.

An der Formulierung des gerichtlichen Eides, insbesondere des Zeugeneides, hat sich in Deutschland die Diskussion um den konfessionellen Eid entwickelt.

Nach der Vorschrift der Kammergerichtsordnung von 1495 mußten die Richter „geloben und zu den Heiligen schwören“, die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. schrieb für Richter, Schöffen und Schreiber die Formel vor:

„Ich schwöre, daß . . . also helfe mir Gott und die heiligen Evangelien.“

Die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts brachte die Zweifel der Protestanten, ob man bei den Heiligen schwören dürfe. Der Passauer Vertrag 1552 ließ dann für die Eidesleistung vor dem Kammergericht die Wahl, zu schwören bei „Gott und den Heiligen“ oder bei „Gott und den heiligen Evangelien“.

Als durch den Augsburger Reichsabschied 1555 der Eid auf Gott und das heilige Evangelium gestellt wurde, wurde in protestantischen Kreisen die Erwägung angestellt, ob es erlaubt sei, neben Gott das körperliche Evangelium anzurufen.

In Preußen fand der Streit um die konfessionelle Formel ein vorläufiges Ende, nachdem das Corpus iuris Fridericianum 1781 in I 10 § 150 bestimmt hatte, daß es beim eingeführten Gerichtsgebrauch sein Bewenden haben sollte.

Die Allgemeine Gerichtsordnung bestimmte 1793 in § 316, I, 10 „Der Eid wird mit den Worten: Ich schwöre bei Gott dem All-



Tauchsieder
Brotröster
Kaffeemöhlen
Elektroherde
Heizkissen
Elektrische Ofen
Kühlchränke
Waschmaschinen
Wäscheschleudern
Staubsauger
Rundfunkgeräte
Tischuhren

Geschenke, die jeden Tag
von neuem Freude bereiten

mächtigen und Allwissenden, daß eröffnet und am Schlusse desselben wird die nach Unterschied der verschiedenen christlichen Religionsparteien übliche Bekräftigungsformel beigefügt. Diese übliche Bekräftigungsformel war nach einem Reskript vom 7. 3. 1796 für Protestanten: „So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit.“ Für die Katholischen schrieb die Kriminalordnung von 1805 die Worte vor: „So wahr mir Gott, die Jungfrau und Mutter Gottes Maria samt allen lieben Heiligen helfe“.

Allmählich verschwand dann die konfessionelle Formel. Die hessische Verfassung von 1820 sah sogar für die Schwurformel des Staatseides — wohl in Anlehnung an das französische Beispiel (je jure) — die Worte „Ich schwöre“ als ausreichend an. An der Schwelle unseres Jahrhunderts wurde im Reichstag noch einmal der Versuch unternommen, zur konfessionellen Formel zurückzukehren, doch die Zeit war gegen die Antragsteller.

Fast nie wurde während der Auseinandersetzung um die konfessionelle Formel das religiöse Wesen des Eides geleugnet.

Und unter Berufung auf den religiösen Kern des Eides hatte der Staatsrechtler Zoepfl (1848) in der Paulskirche erklärt, der Staat könne keinen Eid (sc. Zeugeneid) fordern, weil dies eine Aufforderung zur Offenbarung der religiösen Überzeugung sei, die nach der Verfassung unzulässig sei.

Der Abgeordnete Graf Renard wandte sich in Preußen während der Sitzung der II. Kammer (10. 11. 1849) gegen die Formel „So wahr mir Gott helfe“, als er sagte: „Ich billige diese Formel und selbst in ihrer historischen Erwähnung spreche ich sie mit demütiger Ehrfurcht aus. Aber ich kann nicht begreifen, wie der moderne Staat das Recht hat, solche Formel von seinen Bürgern zu verlangen. Will er konsequent sein, muß er schwören lassen bei dem neuen Gott der Majorität.“

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Seit der Weimarer Reichsverfassung ist es dem Schwörenden freigestellt, den Eid ohne die religiöse Bekräftigungsformel zu leisten. Das Grundgesetz hat die gleiche Regelung vorgenommen (Amtseid des Bundespräsidenten), dennoch ist die religiöse Bekräftigung die Regel. Diese Fragen scheinen also im großen ganzen ausdiskutiert zu sein. Eine Schwurformel wird also beim Fahneneid keine großen Schwierigkeiten machen. Dennoch ist sie keine alltägliche Formel, sondern das Ergebnis einer langen geistigen Auseinandersetzung.

Dieser Streit scheint heute ausgetragen. Die Formel ist nicht mehr Gegenstand der Auseinandersetzung. Auch heute kann die Frage nach dem Fahneneid nur unter dem religiösen Aspekt beantwortet werden.

Der Eid erhält seine Verbindlichkeit durch die Überzeugung des Schwörenden von einer höheren Verantwortlichkeit außerhalb des Staates und menschlicher Rechtssetzung. Das Bewußtsein dieser Verantwortlichkeit erfordert daher auch, daß der Gegenstand des Versprechens der Form angemessen ist. Eine alltägliche Versicherung mit dem Eide bekräftigen wäre ebenso seinem Wesen zuwider wie es ein von der Sittlichkeit nicht gebilligtes Versprechen ist.

Ein Argument, das in der Diskussion um den Fahneneid immer wieder gegen ihn vorgebracht wird, ist, daß er nicht freiwillig geleistet werde. Dieser Einwand scheint auch zunächst begründet. Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß sich der Fahneneid von anderen Eiden, die gefordert werden, nur im Maße seiner Unfreiwilligkeit unterscheidet.

Der Beamte, der einen Diensteid zu leisten hat, hat ja zunächst nur eine bestimmte Berufschance frei gewählt. Wenn er dann vor der Eidesleistung steht, bedeutet die Verweigerung ebenso Nachteile wie die Verletzung jeder anderen Dienstpflicht. So mancher Meineid zeigt, daß auch der Zeugeneid zuweilen im letzten nicht immer freiwillig geleistet wurde, dennoch ist er gültig.

Das Recht der katholischen Kirche hält auch den mit Gewalt erzwungenen Eid für wirksam: can. 1317 § 2 Iusurandum per vim aut metum gravem extortum valet . . .

Wenn es also auf die Freiwilligkeit entscheidend nicht ankommen kann, ist doch zu prüfen, ob der Gegenstand des Eides mit seinem Wesen zu vereinbaren ist.

Der Beamte verspricht Verfassungstreue und Loyalität, Gegenstand des Zeugeneides ist die Wahrheit. Der Soldat gelobt Treue und Gehorsam. Damit zeigt sich aber schon, daß die Eidesfrage auch nicht ohne Zusammenhang mit der gesamten Wehrverfassung betrachtet werden kann. Denn wem gelobt der Soldat Treue, der Verfassung, der Fahne des Regiments, dem obersten Kriegsherrn? Ist der Gehorsam blinder Gehorsam? Solange die Stellung des Soldaten im Staate nicht bis ins letzte klargestellt ist, kann daher diese Frage auch nicht abschließend beantwortet werden.

Aber nicht nur die Wehrverfassung allein, auch die vom Eidfordernden voraussehbaren Situationen moderner Kriegsführen können darüber entscheiden, ob noch sittlich gerechtfertigt ist, den Fahneneid vom künftigen Soldaten zu fordern. Vielleicht war diese Entscheidung nie so bedeutungsvoll wie heute im Zeitalter der atomaren Kriegstechnik.

Wenn an die Möglichkeit gedacht werden muß, daß der Soldat unter Bindung an seinen Eid „taktische Atomwaffen“ einsetzen müßte, dann muß gefragt werden, ob der Staat von seinen Bürgern verlangen kann, daß sie für dieses Versprechen Gott zum Zeugen anrufen.

Damit zeigt sich aber mindestens, daß die Frage, ob die Bundesrepublik als Provisorium oder Transitorium berechtigt ist, einen Eid zu fordern nicht entscheidend ist. W. Fastabend

Freiheit in der Gesellschaft

Voraussetzung für die sozialwissenschaftliche Forschung ist der (richtige) Begriff vom Wesen der Gesellschaft. Wenn man zum Beispiel weiß, daß die Freiheit in der Gesellschaft eine gefährdete Realität ist, dann ist es notwendig jene Kräfte zu untersuchen, die die Ursachen dieser Gefährdung sind.

Hätte die Mathematik eine Wirkung auf die Moral, wären auch mathematische Ergebnisse umstritten. Wäre die Soziologie eine mathematische Wissenschaft, wäre es wohl nicht nötig, vor Pressevertretern von ihr zu sprechen. So muß man wohl den Satz abwandeln, wenn man die Pressekonferenz würdigen soll, zu der das Institut für Sozialforschung gebeten hatte.

Wie steht es mit der Sozialwissenschaft in Deutschland? Deutlicher war die Fragestellung: Warum ist diese Wissenschaft ein Stiefkind der deutschen Universitäten?

Damit ist bereits gesagt, welches Anliegen die Veranstalter hatten.

Es gibt an den deutschen Universitäten wohl Lehrstühle für Sozialwissenschaft, aber immer sind die Lehrstuhlinhaber auch für andere Disziplinen verpflichtet.

Woher kommt die Animosität gegen die Sozialwissenschaft in Deutschland? Einer der Journalisten beantwortete diese Frage mit der Frage: Sind die Methoden der Meinungsbefragung eigentlich eine Universitätswissenschaft?

Sicher dachte er an die empirischen Techniken der Sozialwissenschaft, wie sie sich besonders in den Vereinigten Staaten entwickelt haben. Der Sozialwissenschaft haftet der Beigeschmack des Ausländischen, des Amerikanischen an, meinte dann ein anderer Teilnehmer der Konferenz. Er hatte ganz recht, denn wer weiß denn noch, daß Timmel, Scheler, Weber oder Oppenheimer — um nur einige der Bedeutendsten zu nennen — Sozialwissenschaft in Deutschland gelehrt haben?

Es ist das besondere Anliegen der Direktoren des Instituts, Professor Max Horkheimer und Professor T. W. Adorno, zu einer Synthese der verschiedenen Methoden der Soziologie in Forschung und Lehre zu kommen, theoretisch anknüpfend an die Tradition der deutschen Soziologie und unter Berücksichtigung der vornehmlich in den Vereinigten Staaten ausgebildeten modernen empirischen Techniken.

Die Frankfurter Studenten haben jetzt die Möglichkeit, ihre soziologischen Studien sich durch ein Diplom bestätigen zu lassen. Es ist ein akademisches Abschlußexamen in der Philosophischen Fakultät und besteht aus einer Vorprüfung, die nach vier und aus einer Hauptprüfung, die nach acht Semestern abgelegt werden kann. Neben gründlicher Beherrschung der Soziologie und der Methoden der empirischen Sozialforschung werden in der Vor- und in der Hauptprüfung Kenntnisse in der Nationalökonomie, Geschichte, Statistik, Psychologie, der politischen Wissenschaft und des öffentlichen Rechts verlangt. Durch dieses vielseitige Studium sollen die Studierenden für praktische Arbeit in der Verwaltung und in der Wirtschaft ausgebildet und vorbereitet werden, in denen die Kenntnis der modernen Gesellschaftswissenschaft unentbehrlich oder bedeutsam ist. — Die ersten Prüfungen finden im Wintersemester 55/56 statt. Oskar Strobel

Briefe an die Redaktion

Stoffmuster contra Farbdia

Zu dem Artikel „Judith und Doktor Peer ad DOKUMENTA“ (Oktober 1955) erreicht uns folgende Zuschrift:

Es ist leider wahr: Der Aufsatz „Judith und Dr. Peer ad DOKUMENTA“ von Fräulein S. Stephens unterschreitet das unterste Maß an Ignoranz, auf das man bei spezialisierten Intellektuellen ohnehin gefaßt sein muß.

Es ist gewiß unbillig, ein Urteil über Bilder unserer Zeit nur Kennern der modernen Kunst zugestehen zu wollen; billig dagegen ist die Leichtfertigkeit, mit der in diesem Aufsatz so außerordentlich verschiedene Künstler wie Moore, Meistermann, Bill und Mirko einträchtig in die Mülltonne geworfen werden; ein Skandal beinahe, wenn dies in dem Organ einer Gruppe geschieht, die doch immerhin notwendig nahe am Kern der Gegenwart lebt.

Nicht das Urteil, sondern der summarische Kamm, über den hier geschoren wird, ist ärgerlich. Niemand käme es in den Sinn, Thomas Mann, James Joyce und Bruce Marshall vom sicheren Port gleicherweise zu verurteilen — die Bildende Kunst muß es sich immer noch gefallen lassen. Solange man sich nicht in Einzelurteile einläßt, scheint die Position auch unangreifbar. Scheint. Genau genommen ist dieser Pelz aber schon gute fünfzig Jahre alt, er läßt dementsprechend Haare: „Judith entschloß sich zu fragen, ob der Künstler das Recht habe, die gleichen grausig verunstalteten Leiber zu schaffen wie Krieg, Hunger, Wahnsinn und Atombomben.“

Wo lebt eigentlich diese westdeutsche Bundesbürgerin? Verlangt sie etwa, nachdem sie das „Panoptikum des Grauens“, die Zeitung, weggelegt hat, vom Künstler Tröstensamkeit? Oder liest sie — die Schlagzeilen von der Wasserstoffbombe überblättern — nur die „Seite für die Frau“? Soll der Künstler, umstellt von Bildern weitgehend abstrakter Art, seien es Ruinen, Stahlrohrskelette oder Radioschaltpläne, vielleicht Wiesen gründe malen? Es ist bereits eine Verallgemeinerung, zu glauben, daß es mit diesem Umstelltsein sein Bewenden habe. Vielmehr ist doch unser Verhältnis zur Außenwelt in Vielem bereits reine Funktion. Judith selbst verläßt ja dieses funktionelle Denken sogar vor einem so wenig zum „Gebrauch“ herausfordernden Gegenstand wie dem Bild nicht: „ein gutes Farbdia ist besser als die beste Reproduktion“. Sie macht es damit noch um einige Grade schlechter als jener Herr, dessen Ausspruch „Vorlage für ein Stoffmuster“ sie mokant berichtet: Eine Tapisserie kann, zumal im Abstand zum Farbdia, durchaus ein Kunstwerk sein.

Und dann dieser ewige Vorwurf der „Geisteskrankheit“... Halten Sie Hölderlin, Kleist oder Kafka für „normal“? Der psychologische Zustand eines Künstlers, mit der Lupe des Psychiaters betrachtet, ist schon deswegen unerheblich, weil hundert andere Menschen diesen Defekt teilen und dennoch stupid sind. Und außerdem heißt es doch unläuterer Wettbewerb treiben, wenn man die Zeit kurzerhand für normal erklärt und, wo sich nur ein Schwefelgestank erhebt, diesen dem unsauberen Künstler zuschiebt. Kafka antwortete einmal auf die Behauptung eines Freundes, Picasso sei ein mutwilliger Deformator: „Das glaube ich nicht — er notiert bloß die Verunstaltungen, die noch nicht in unser Bewußtsein eingedrungen sind.“

Aber sehen wir uns den Clou der ganzen Sache an: „Ich meine, der Künstler ist eine Erhöhung des Menschentums... ich meine, Kunst sollte helfen und trösten.“

Ja, ist denn die „Gartenlaube“ immer noch nicht tot?

Halten Sie das majestätische Gottesbild der ottonischen Kunst, oder den strengen Christus in der Mandorla an der Chartre Westfassade unbedingt für „tröstend“?



STADTWERKE
FRANKFURT AM MAIN

Zu Weihnachten

Elektrische Geräte schenken!

Sie erleichtern das Leben und bereiten jahrelang immer wieder von neuem Freude.

Neue Anschrift: Stadtwerke Frankfurt am Main

Frankfurt am Main · Dominikanerplatz 3

Finden Sie in der vita des Caravaggio auch nur einiges von einem „Idealbild der Menschheit“? Oder meinen Sie wirklich, Goya habe stets an einer Erhöhung des Menschenbildes gearbeitet und der bedeutendste moderne Künstler des katholischen Frankreich, Georges Rounault (mit acht Bildern auf der Dokumenta vertreten), arbeite an seiner Erniedrigung?

Die Dokumenta ist leider schon geschlossen, sonst würde ich der Verfasserin „Nachsitzen“ empfehlen. Klaus Wagenbach

Soweit der Brief. Wir sind mit dem Inhalt bis auf geringfügige Spezialismen einverstanden. Nur — und dadurch verliert die Replik ihren Sinn — war es nicht die Tendenz des angegriffenen Artikels anerkannte Künstler mit Dilletanten und Blendern über einen Kamm zu scheren, sondern vielmehr zu zeigen, daß so von seiten des breiten Publikums verfahren wird oder vielleicht verfahren werden muß. Gedanken darüber anzuregen war unsere Absicht. Und deshalb hieß der Untertitel... oder die Unzulänglichkeit des Publikums.

Die Redaktion

Die Verantwortung der Gewissenlosen

Welch seltsame Bewandnis es doch mit dem Gewissen hat! Die einen plagt es, die andern nicht. So meint jedenfalls Herr Pause, wenn er im November-Heft des DISKUS als gültiges Gewissen, dem gesetzlicher Schutz zugebilligt werden sollte, nur dasjenige bestehen läßt, das sich durch seinen „religiösen Charakter“ zu legitimieren, das sich als „Stimme Gottes“ auszuweisen vermag. Wir sind sicher, daß die parlamentarische Mehrheit sich die Auffassung des Herrn Pause zueigen machen wird, wenn es darum gehen sollte, Art. 4, Abs. 3 des Grundgesetzes zu interpretieren. Um so mehr als man auf diese Weise zu einer willkommenen Gelegenheit gelangen wird, gewissenlosen Gesellen, wie es die „radikalen“ Sozialisten sind, die Mucken auszutreiben. Einstweilen aber ist diesen Burschen — denen der Verfasser dieses Briefes sich zurechnet — noch die Möglichkeit gegeben, ein Wort zu dem Verdikt zu riskieren, das ihnen droht.

Da wäre zunächst eine Richtigstellung vonnöten. Wenn es in der Göttinger Resolution des Sozialistischen Studentenbundes heißt: „Die Mitglieder des SDS werden aufgefordert, Wehrdienst nur zu leisten, wenn sie sich aus Gewissensgründen dazu verpflichtet fühlen“, so führt dieser Satz nicht den Anspruch mit sich, einer Interpretation des Grundgesetzes vorzugreifen oder sie zu

Ihr Friseur im Studentenhaus

Untergeschoß — Zimmer 12

Montag bis Freitag von 8 bis 18 Uhr
Samstag von 8 bis 17 Uhr
Dienstag von 8 bis 13 Uhr

Verkauf sämtl. Toilettenartikel - Preisgünstige Bedienung

ersetzen. Er bezieht sich allein auf die Mitglieder des SDS, um sie aus einem Konflikt zu lösen, der ihnen aus der Unvereinbarkeit ihres Gewissens mit der politischen Richtlinie des Verbandes — zu der die Resolution geworden ist — entstehen könnte. Im Sozialistischen Studentenbund haben sich Menschen unterschiedlichen Bekenntnisses und aus unterschiedlichen Motivationen zu politischer Gemeinsamkeit zusammengetan, und allein die Rücksicht auf diese Unterschiedlichkeit hat zur Einfügung des Satzes in die Resolution geführt. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß zu den Verfassern der Resolution ein junger Theologe gehört, der in Göttingen die Delegierten sehr leidenschaftlich beschwor, mit dieser Resolution den Fortbestand des Bündnisses zwischen den Radikalen innerhalb der Evangelischen Kirche und der politischen Linken zu sichern. Gänzlich ferngelegen hat ihm, wie es scheint, das Bedenken, die Resolution könnte der Gewissenlosigkeit seiner religiös nicht gebundenen Freunde Vorschub leisten.

Nun ist zu befürchten, daß mit dieser Richtigstellung die Bedenken des Herrn Pause nicht zerstreut sind. Und in der Tat wird ja die Göttinger Resolution — eben weil sich Herr Blank ebenso wenig wie Herr Pause ihr anschließen wird — die sozialistischen Studenten, zumindest die „radikalen“ unter ihnen — vielleicht aber auch Herr Blank — in eine peinliche Situation bringen. An dieser Stelle nun tut sich ein Abgrund auf, der die Auffassung des Politischen, wie sie Herr Pause vertritt, von der unsrigen trennt. Ihm gilt etwa das Grundrecht, um das es hier geht, als ein Datum, das allein der „Deutung“, der „gesetzlichen Klärung“ bedarf. Die gesetzliche Klärung, so meint er, vermag absolut verbindlich die schwarzen, die gewissenlosen, von den weißen, den gewissenhaften, Schafen zu scheiden, ebenso wie die Scheidung von Legalität und Illegalität in der Pauschen Theorie zu einer Dichotomie gefriert. Im Effekt wird der Staat zu einer Gegebenheit, zu einer dem Bürger anhaftenden Autorität, die der Bürger akklamieren oder der er sich in die Asozialität entziehen kann. Wenn Herr Pause nun gar ein Stück der Wahrheit, die dem Staat zukommt, aufgespürt hat, so darum, weil eben dieser Staat Resultat einer Fetischisierung durch die ihn tragende Gesellschaft geworden ist. Und gerade diesem letzten Sachverhalt — der Herr Pause allerdings entgegen muß — werden wir gerecht, wenn wir den Staat und seine Satzungen als die Auswirkung geschichtlicher, antagonistischer Kräfte begreifen. Wir leiten aus dieser Auffassung für uns das Recht her, an kritischen Punkten der politischen Auseinandersetzung — selbst entgegen der allgemeinen „Akklamation des status quo“ (W. Abendroth), das Moment der Fetischisierung sein kann — aufzubegehren, um so der vollkommenen Gleichschaltung des einzelnen durch den Staat, die eines der traurigen Ergebnisse unseres Jahrhunderts ist, entgegenzuwirken. Der Weg der sozialistischen Arbeiterbewegung ist geradezu markiert durch diesen Protest, insofern sie in seinem Verlauf immer wieder die Versteinerung der politischen Strukturen aufgebrochen hat. Übrigens — nach dem Urteil auch bürgerlicher Historiker — eher zu selten als zu oft. Diejenigen, die hinter einer solchen praktischen Kritik die Drohung der „Anarchie“ vermuten, verraten sich nur allzu deutlich als Anwälte des status quo. Für sie erschöpft sich — um das bekannte Wort abzuwandeln — politisches Verhalten im Erklären des Bestehenden, für uns bedeutet es Veränderung desselben.

Wie wenig es einem Zufall zuzuschreiben ist, wenn Herr Pause politische Wissenschaft als Ontologie des Staates betreibt, tritt in seiner Bestimmung der „Dignität“ des Gewissens zutage. Ebenso wie der Staat ist nämlich das Gewissen für Herrn Pause ein Datum. All diejenigen, die sich nicht auf seinen Ausweis, die „Stimme Gottes“ zu berufen vermögen, sind gezeichnet, ver-

Ein guter Engel führt Sie durchs Haus im großen Weihnachts-Verkauf bei

M. Schneider

FRANKFURT AM MAIN, ZEIL, ECKE STIFTSTRASSE

worfen, eben weil das Gewissen ihnen versagt ist. Gerade diese dogmatische Position ist es aber, die die Sozialisten in ihren „dogmatischen Thesen“ bestärken muß, ist sie doch Indiz für einen herrschaftlichen Anspruch, mithin für den Fortbestand gesellschaftlicher Antagonismen. Um so mehr als gerade diejenigen, die so anmaßend auf die Unmittelbarkeit der Gewissenserfahrung pochen, bereit sind, bedenkenlos der Pervertierung dieser Erfahrung zum Gehorsam gegenüber dem „Befehl des Gewissens“ Vorschub zu leisten, wenn es an der Zeit ist. Wie es merkwürdig genug ist, daß Wahrheiten, die überaus sorgsam der Verunreinigung durch das Profane entzogen werden, eine verteilte Neigung haben, in den Dienst leibhaftiger Gewalt zu treten. Wenn solche Wahrheiten der Prüfung unterzogen und in ihrem vermittelten Charakter erkannt werden — das Problematische am Begriff der Pflicht wird so bei Kant durchsichtig — so kommt eine solche Prüfung nicht einer Entwertung des für wahr Gehaltenen als eines „gesellschaftlichen Vorurteils“ gleich. Sie vermag vielmehr dadurch, daß dessen Scheinhaftigkeit aufgewiesen wird, zugleich die Ahnung seiner Richtigkeit zu wecken und den Weg zu deren Aktualisierung zu bereiten. Wiederum ist die Arbeiterbewegung gekennzeichnet durch eine solche auf Prüfung präsentierter Wahrheiten bedachte, kritische Einstellung und sie weiß sich darin in guter aufklärerischer Tradition.

Diesen kritischen Sinn — den Herr Pause als „sozialistisches Gewissen“ abtun mag — werden sich die Sozialisten auch künftig bewahren. Und sie werden in der Frage der Wehrgesetzgebung ihre Verantwortung durch strenge Prüfung der Sache unter Beweis stellen.

Sie werden es also mit Rosa Luxemburg halten, die — bevor sie von überaus „gewissenhaften“ Leuten aus dem Wege geräumt wurde — in einem Brief von sich sagte:

„Und wenn die ganze Welt aus den Fugen geht, so suche ich nach der Ursache und den Gründen, und wenn ich das Gefühl habe, meine Pflicht getan zu haben, dann bin ich heiter und guter Dinge.“

Auch diese Unbefangenheit und diese Heiterkeit werden sich die Sozialisten bewahren. Und es wird sie nicht anfechten, auf Neue — wie ihre älteren Freunde früher schon — als vaterlandslose, als gewissenlose Gesellen beschimpft zu werden. Die Schar derer, von denen sie verleumdet worden sind, ist zu buntscheckig gewesen und hat jeweils allzu bald ihr wahres Gesicht gezeigt, als daß der Stimme ihrer Eigenen heute allzu großes Gewicht beigemessen werden könnte.

Gerhard Brandt

Minister Schäffer's Konzerntöchter

haben in der interessanten und aufschlußreichen Darstellung des Egon Johannes sicher nicht nur bei mir lebhaftes Interesse gefunden. Allein was die Frage des Verkaufes dieser „Töchter“ anbelangt, so scheint Johannes die augenblickliche Lage am Kapitalmarkt doch etwas zu sehr zu dramatisieren.

Ich zitiere: „... einige Finanzexperten vertreten die Auffassung, daß momentan — auch unter Einschaltung größerer Bankkonsortien-Werte von über 10—12 000 000,— kaum unterzubringen seien, es sei denn bei ausländischen Kapitalgruppen.“

Zwar hat auch der Kapitalmarkt — infolge seiner besonders in den letzten Jahren sehr ausgeprägten Interdependenz zum Geldmarkt — durch die im August dieses Jahres vom Zentralbankrat beschlossenen kreditpolitischen Restriktionsmaßnahmen eine nicht von der Hand zu weisende Beeinträchtigung erfahren. Die Kapitalanleger sind heute vielfach gezwungen, zur Deckung ihres aktuellen Geldbedarfes auch Renten und in zahlreichen Fällen sogar Aktienwerte zu veräußern. Dennoch bestehen auch heute noch nicht unerhebliche Möglichkeiten, neue Emissionen zu placieren. Voraussetzung hierfür ist jedoch, daß diese eine attraktive Ausgestaltung erfahren. Mit anderen Worten: Der Kapitalanleger verlangt für seine Leistung einen entsprechend günstigen Preis. Aber warum soll nicht auch auf dem Kapitalmarkt das Gesetz von Angebot und Nachfrage maßgeblich sein? Daß Kapital angeboten wird — und nicht nur von ausländischer Seite — beweisen die auch in letzter Zeit nicht geringen Emissionen an neuen Aktien, die, wenn auch nicht immer schlankweg, so letztlich doch stets Aufnahme gefunden haben. Die Gretchenfrage heißt hier vielmehr: Will der Bund überhaupt seine Wirtschaftsunternehmen privatisieren? Denn daß auch er durchaus bereit ist, den Kapitalmarkt in Anspruch zu nehmen, beweist nicht zuletzt die erst unlängst erfolgte Emission der Lastenausgleichsanleihe.

Peter Götz



Ewald Mataré: Der Fisch speit den Propheten Jonas aus.
Türgriff am linken Südpol des Kölner Doms.



Die Kirche von Assy steht im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen über das Problem: Kirche und moderne Kunst.
Wandteppich von Jean Lurçat nach Apokalypse XII, 1—9.



Für die religiösen Holzschnitte Karl Schmidt-Rottluffs gilt das Wort Ernst Stadlers: „Form ist Härte ohn' Erbarmen“.

*Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn
auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst;
deswegen sie sich gern mit der Religion
vereinigt.*

Goethe



Georges Ronault: Hl. Veronika. Glasfenster in Assy.



Jacob Epstein: Lazarus. Oxford, New College.

MODERNE

SAKRALKUNST



Ernst Barlach: Moses mit den Gesetzestafeln. Holzschnitt.